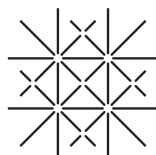


Criminalia. Dem Verbrechen auf der Spur



Liebe Leserin, lieber Leser,

Wissenschaft und Kriminalität: Die Beziehungen, die sich zwischen diesen beiden Begriffen herstellen lassen, sind vielfältig. Doch nicht – wie manche vielleicht denken mögen – von erschlichenen Professorentiteln, manipulierten Forschungsdaten oder anderen Fälschungen und Betrügereien im Wissenschaftsbetrieb wird im Schwerpunkt dieser Ausgabe von UNI NOVA die Rede sein. Sondern von Forschungsprojekten der Universität Basel aus mehreren Disziplinen, die sich inhaltlich mit Kriminalität im weitesten Sinn, mit ihren Erscheinungsformen, Ursachen und Konsequenzen beschäftigen – und das in höchst unterschiedlicher Weise.

Natürlich sind Criminalia nicht nur für die Fachleute der Rechtswissenschaften und des Strafrechts ein Thema. Auch Forschende aus Medizin, Soziologie, Geografie, Geschichte, Nationalökonomie und Literaturwissenschaft versuchen, einzelnen Aspekten davon auf die Spur zu kommen. Die Fächerliste liesse sich unschwer erweitern. In diesem Heft reicht das Spektrum von der Arbeit eines Gerichtsmediziners, der es an Tatorten und im Obduktionssaal hautnah mit realen Fällen zu tun hat, über das theoretische und gesellschaftsbezogene Nachdenken bis zur Analyse und Interpretation von Dokumenten, die echte oder fiktive Kriminalfälle darstellen. Kriminalität lässt sich dabei allerdings nicht immer für alle Zeit festlegen: So zeigt sich, zum Beispiel im Fall einer Agentin gegen die Nationalsozialisten, dass ungesetzliches Verhalten im Nachhinein als eine Form des Widerstands bewertet wird.

Warum übt das gesellschaftliche und psychologische Phänomen Kriminalität für viele Menschen eine derart starke Anziehungskraft aus, ob sie nun wissenschaftlich tätig sind oder nicht? Opfer und Täter, Verfolgung und Verhaftung, Schuld und Strafe, Gut und Böse sind wohl Begriffspaare, die in uns allen tief drin stecken. Und vielleicht kommt der Gedanke an den Verstoss gegen die Ordnung, an den Ausbruch aus den Normen der Gesellschaft für manche einer heimlichen Faszination gleich? Antworten kann dieses Heft nicht geben, doch einiges an dem Phänomen Kriminalität genauer beleuchten – ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!

Christoph Dieffenbacher,

Redaktion UNI NOVA



Wissenschaft beschäftigt sich auf verschiedene Arten mit dem Phänomen Kriminalität – von der Aufklärung von realen Tathergängen über gesellschaftliche Analysen bis zur Interpretation von Zeugnissen über tatsächliche oder erfundene Verbrechen. Allen Methoden gemeinsam ist die Sicherung und Auswertung von Spuren aller Art. Im Bild: Verpacktes Tatwerkzeug – eine Brechstange – eines realen Falls in Basel, das zur Untersuchung bei den Spezialisten bereitliegt (Bild: Marion Morgner).

Gesucht: Genetischer Fingerabdruck	6
Der Rechtsmediziner als Spurensucher	8
Jugend und Gewalt	11
Tatort Stadt	12
Lügen vor Gericht	13
Von Verbrecherinnen	15
Eine Basler Agentin in Kriegszeiten	17
Zerbrochene Fenster	19
Der Mann, der über Krimis forscht	20
Mord und Totschlag in der frühen Neuzeit	22



Forschung	Ein Archäologe des Mittelalters	26
	Wie sich Pflanzen wehren können	28
	«Grosse Männer» des alten Rom	30
	Nachwuchsforscher über ihre Arbeit	33

Rubriken	Editorial	3
	Kolumne «Publish or perish»	24
	In Kürze	35
	Bücher	36
	Mein Web-Tipp, Fragen Sie die Wissenschaft	37
	Termine, Briefe, Impressum	38

Titelbild Kriminalität als Gebrauch von Schusswaffen: Über Jahrzehnte hat das Institut für Rechtsmedizin der Universität Basel Faustfeuerwaffen gesammelt, die nach Tötungsdelikten und Suiziden in der Region sichergestellt wurden – sie sind nun in einer Glasvitrine in einem Sitzungsraum ausgestellt. Einige dieser Schusswaffen sind von den Tätern zum Teil auf raffinierte Art verändert und umgebaut worden (Bild: Dominik Labhardt).

Gesucht: Genetischer Fingerabdruck

Marion Morgner

Niemand in der Universität hat so intensiv mit der Aufklärung von Verbrechen zu tun wie die Mitarbeitenden des Instituts für Rechtsmedizin. Eines der wichtigsten Instrumente der Spurensucher ist die so genannte DNA-Analyse.

Vorsichtig schält Dr. Verena Meier eine etwa einen Meter lange Brechstange aus der schwarzen Folie. Quer über der Verpackung klebt ein Plastikband mit der Aufschrift «Spurensicherung – gesperrt». Am Institut für Rechtsmedizin der Universität Basel an der Pestalozzistrasse dreht sich fast alles um die Aufklärung von Verbrechen. Die Biologin Verena Meier und ihre beiden Mitarbeiterinnen befassen sich vor allem mit der Untersuchung von biologischen Spuren, die bei Straftaten gesichert wurden. Das sind Spuren, welche die menschliche Erbsubstanz, die DNA, enthalten. Mit modernen Methoden lassen sie sich einzelnen Personen zuordnen. Verena Meier hat in den vergangenen Jahren in diesem Institut ein DNA-Analyselabor aufgebaut.

Die Herausforderung für Verena Meier ist, dass die Spuren, die ihr die Polizei liefert, reinste «Wundertüten» sind: Man weiss nie, was darin ist. An Beweisstücken können beispielsweise ausser Blut, Sperma, Speichel, Haaren oder Hautzellen – alles Stoffe, die DNA enthalten – auch jede Menge Verunreinigungen kleben. Ausserdem kann die Spur von einer oder mehreren Personen stammen. Wichtig für die Analyse ist natürlich auch die Menge an Erbsubstanz, die zur Verfügung steht. «Bei Zigarettentstummeln, an denen viel Speichel klebt, ist die DNA-Analyse relativ unproblematisch. Bei Kontaktsuren jedoch, zum Beispiel auf einer Brechstange, wo weit weniger Zellen haften bleiben, wird es schon aufwändiger», sagt Meier.

Unverwechselbares Muster Bei der DNA-Analyse machen sich die Fachleute bestimmte Abschnitte der DNA, die so genannten Mikrosatelliten, zunutze. Die Anzahl der Einheiten, die ein Mikrosatellit enthält, und damit die Länge dieses DNA-Abschnitts variieren von Mensch zu Mensch. Jeder Mensch, mit Ausnahme von eineiigen Zwillingen, besitzt daher sein eigenes Muster. Neben der Untersuchung von biologischen Spuren aus Kriminalfällen nutzt Verena Meier die DNA-Analyse auch zur Identifizierung von Toten und für Vaterschaftsnachweise.

Das Institut für Rechtsmedizin Ausserdem werden hier sowohl Le-

Hauptaufgabe der Rechtsmedizin ist bende als auch Verstorbene auf Arz-

«die Anwendung medizinischer und neistoffe, Drogen und Gifte unter-

naturwissenschaftlicher Kenntnisse sucht. In der Abteilung Forensische

im Dienste der Rechtspflege» – heisst Medizin steht die Aufklärung unklä-

es in der Selbstdarstellung des Basler rer oder aussergewöhnlicher Todes-

Instituts. Ausser der Abteilung Fo- fälle im Vordergrund. Die Mitarbei-

rensische Genetik und biologische tendenden dieser Abteilung untersuchen

Spurenanalyse umfasst es noch zwei diese Leichen und versuchen die To-

weitere Schwerpunkte: Die Abteilung desursache zu ermitteln. Untersucht

Forensische Chemie und Toxikologie werden auch Opfer, vor allem von

untersucht verdächtige Stoffe auf Be- Gewalt- und Sexualdelikten, die nicht

täubungsmittel und andere Gifte. tödlich endeten.

Je nach Kriminalfall kann es im Labor dann auch schon hektisch werden. «Manchmal muss es schnell gehen, zum Beispiel wenn man einen Verdächtigen hat und ihn nur kurz in Haft halten darf», sagt Meier. So hatte sie einmal einen Fall, bei dem ein Tatverdächtiger sich weigerte, für eine DNA-Analyse einen Abstrich von seiner Wangenschleimhaut machen zu lassen. Er



Mit der DNA-Analyse lassen sich biologische Spuren untersuchen, die an Tatorten von Verbrechen zurückbleiben: Laborantin Irene Schweizer vom Basler Institut für Rechtsmedizin nimmt Proben von einem Handschuh (Bild: Dominik Labhardt).

wusste warum, denn er war schuldig. In kürzester Zeit hatte die Polizei aus seiner Wohnung Spuren genommen, mit denen eine DNA-Analyse gemacht werden konnte. So konnte der Täter vor seiner Haftentlassung überführt werden.

Bei den Schilderungen von Verena Meier läuft manchem sicher ein Schauer über den Rücken. Empfindet sie selbst ihre Arbeit als belastend? «Manchmal sehr», gibt sie unumwunden zu, «besonders als ich mit dieser Tätigkeit anfang». Aber sie hat gelernt, für sich Grenzen zu ziehen. «Natürlich sehe ich mir Fotos von einem Fund- oder Tatort an und lese die Polizeiprotokolle, um zu wissen, woher die Spuren kommen. Wichtig ist für mich jedoch einzig die Frage: Wo muss ich am Beweisstück nach DNA-Spuren suchen?»

Neben dem «Alltagsgeschäft» findet Verena Meier auch Zeit, die DNA-Analysemethoden weiter zu optimieren. Bedarf ist zum Beispiel an neuen Methoden für Spuren, die nur sehr wenig Erbmateriale enthalten, wie zum Beispiel ein Fingerabdruck. Das DNA-Labor, das Verena Meier in den letzten Jahren etabliert hat, ist bereits vollständig ausgebaut. Jetzt steht nur noch

ein Umbau bevor, der mehr Platz schaffen soll. Danach wird es dann auch ein spezielles Ausbildungslabor geben, in dem Doktoranden und Studierende arbeiten können.

Provisorische Datenbank Seit 2000 gibt es für die Schweiz eine erkennungsdienstliche Datenbank, in der die Ergebnisse der DNA-Analysen erfasst werden. «Eine gesamtschweizerische Datenbank ist enorm wichtig», erklärt Verena Meier. Man könne nicht davon ausgehen, dass ein Täter nur in einem Kanton straffällig würde. Einbruchbanden beispielsweise seien in der ganzen Schweiz vernetzt. Das Basler DNA-Labor ist eines von sechs Labors, das an die gesamtschweizerische Datenbank liefern darf. Die Auflagen an die Qualität der Proben und Sicherheit der Daten sind sehr streng. Bis März dieses Jahres konnte mit Hilfe der Datenbank in 850 Fällen der Spurengerber identifiziert und somit der Täter dingfest gemacht werden.

Die Datenbank besteht versuchsweise bis 2004 und dann muss das Parlament entscheiden, was schwerer wiegt: der Datenschutz oder der Schutz vor Gewaltverbrechen. Verena Meier kann die Bedenken der Datenschützer nicht nachvollziehen. «Die Datenbank erfasst Verdächtige und Täter», erläutert Meier. «Wenn sich jedoch zeigt, dass jemand unschuldig ist oder man seine Schuld nicht beweisen kann, muss man dessen Daten löschen.» Zudem werden ausschliesslich nicht kodierende Abschnitte der DNA untersucht. Das heisst, das DNA-Profil sagt genauso wenig über die Eigenschaften eines Menschen aus wie ein Fingerabdruck. Darüber hinaus müssen die Proben, die unter einer geschützten Nummer bearbeitet werden, nach der Analyse vernichtet werden und dürfen für keine anderen Zwecke verwendet werden.

Doch es gibt nicht nur Fälle, in denen Schuldige durch eine DNA-Analyse überführt werden. Oft werden auch zu Unrecht Verdächtige entlastet. Und manchmal beteuern auch Unschuldige, dass sie schuldig sind – wie in einem Fall, mit dem Verena Meier zu tun hatte: «Der Verdächtige hatte eine ganze Reihe von Diebstählen zugegeben und am Ende stellte sich über eine DNA-Analyse heraus, dass er unschuldig war. Verrückt, oder?» ■

Dr. Marion Morgner ist Wissenschaftsjournalistin in Albruck (D).

Der Rechtsmediziner als Spurensucher

Interview: Christoph Dieffenbacher

Herr Dittmann, den Tätern von Schwerverbrechen auf die Spur zu kommen scheint etwas Faszinierendes zu sein. Kaum ein anderer Beruf ist derart von der Fiktion geprägt wie jener des Rechtsmediziners. Ist Ihre Arbeit denn auch so spannend wie im Fernsehkrimi?

Mein Alltag ist insofern nicht so spannend, als wir uns glücklicherweise zum geringsten Teil mit Tötungsdelikten beschäftigen. Die Fragestellung in unserer Arbeit ist zunächst: Liegt überhaupt eine Straftat vor? In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kommen wir darauf, dass die verdächtigen Umstände eben nur verdächtige Umstände bleiben. Aber abgeklärt werden müssen sie gleichwohl. Die Tötungsdelikte nehmen weniger als fünf Prozent unserer Arbeit ein – zahlenmässig, aufwandmässig natürlich nicht. Aber man muss jederzeit das ganze Repertoire unserer Wissenschaft vorrätig haben.



Prof. Volker Dittmann, geboren 1951, ist seit 1996 Ordinarius für Forensische Psychiatrie und Rechtsmedizin an der Universität Basel – als Einziger im deutschen Sprachraum in dieser Kombination. Zudem ist er leitender Arzt für Forensische Psychiatrie an der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel sowie Direktor und Chefarzt am Institut für Rechtsmedizin. Nach dem Medizinstudium bildete er sich an der Universität Lübeck zum Facharzt für Rechtsmedizin und zum Facharzt für Psychiatrie aus. Er promovierte 1981 und war danach Oberarzt am Institut für Rechtsmedizin und an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Lübeck. Dittmann ist als Gutachter, Therapeut, Supervisor, Hochschullehrer, Forscher und Berater tätig und Mitglied zahlreicher Fachgesellschaften und Kommissionen (Bild: Dominik Labhardt).

Wann werden Sie als Rechtsmediziner überhaupt tätig?

Bei so genannt aussergewöhnlichen Todesfällen. Dieser Begriff umfasst alle Todesfälle, die unerwartet eintreten oder bei denen offensichtlich Gewalt im Spiel ist. Das heisst in der Regel alle Todesfälle ausserhalb von Spitälern oder in Fällen, in denen der behandelnde Arzt den Tod nicht erklären kann. Unfälle und Suizide gehören ebenfalls dazu. Im Ganzen sind das in der Region Basel etwa 300 Fälle im Jahr. Am häufigsten werden wir von der Polizei oder von den Hausärzten gerufen.

Diese Fälle werden dann im Institut für Rechtsmedizin mit modernen naturwissenschaftlichen Methoden untersucht. Können Sie damit Gewaltverbrechen heute leichter klären als früher?

Ja, das ist sicher so. Besonders die neuste Methode, die DNA-Analyse, hat uns da erhebliche Fortschritte gebracht. Sie gehört in der Rechtsmedizin seit rund zehn Jahren zur Routine. Es wird für Täter immer schwieriger, ein Delikt zu verschleiern. Durch die Analyse der DNA-Spuren, die ein Täter an verschiedenen Tatorten hinterlässt, lässt sich jemand durch die ganze Schweiz oder sogar durch Europa verfolgen – bis er ins Netz geht.

Mit welchen anderen Verfahren arbeiten Sie?

Das Wichtigste für einen Rechtsmediziner an einem Tatort sind zunächst seine ihm angeborenen Sinne, und da vor allem der Gesichtssinn. Ich stehe jeweils einfach eine Weile da und schaue, «scanne» die ganze Situation mit meinem Blick. Dann

werden von einem Tatort zur Dokumentation digitale Fotos gemacht, die später detailliert analysiert werden. Nach einer Obduktion folgt immer eine mikroskopische Untersuchung der wichtigsten Organe. Auch für Röntgenaufnahmen, toxikologische Abklärungen und Untersuchungen von Materialien wie etwa Drogen sind unsere Labors eingerichtet. Wir Rechtsmediziner sind gross darin, wissenschaftliche Verfahren zu übernehmen, die andere für andere Zwecke entwickelt haben. Wir müssen ja für den Richter oder Staatsanwalt das Geschehen so rekonstruieren, dass kein vernünftiger Zweifel mehr bleibt. Wenn ich an einen Leichen-Fundort komme, ist meine Grundhypothese die, dass es sich um eine Straftat handelt, und im Lauf der Untersuchungen suche ich nach Argumenten für eine Falsifizierung. Neben der Beobachtungsgabe und der Neugier braucht ein guter Rechtsmediziner daher auch eine grosse Portion Skepsis. Am Ende wählen wir aus den verschiedenen Varianten die Hypothese, die mit den wenigsten Grundannahmen den grössten Teil der Phänomene widerspruchsfrei erklärt – eigentlich ein Paradigma der Wissenschaft überhaupt.

Sie sind also vor allem in der Praxis beschäftigt – an Tatorten, im Labor, im Obduktionssaal. Haben Sie da noch Zeit und Kapazitäten, Grundlagen- und angewandte Forschung zu betreiben?

Ja, das müssen wir tun. Dr. Daniel Wyler, der Leiter unserer Abteilung Forensische Medizin, befasst sich etwa mit der Wundaltersbestimmung, die mit dem Nachweis von Markern arbeitet, die bei einer Verletzung oder Entzündung entstehen. Darüber hinaus sind wir ständig daran, die immer wieder neu entwickelten Analysemethoden und Geräte unserer praktischen Arbeit anzupassen. So betreiben wir etwa Untersuchungen, die den Beweiswert einer Messung für das Gericht sicherstellen sollen. Ein Beispiel: Als eines von wenigen Instituten besitzen wir ein Gerät, das Feinstaub auf Oberflächen zerstörungsfrei absaugen und analysieren kann. Damit lässt sich in kurzer Zeit vor Ort nachweisen, ob Geldnoten, die zum Beispiel in einem Koffer gefunden wurden, mit Betäubungsmitteln in

Kontakt gekommen sind, also aus dem Drogenhandel stammen könnten. Nun sind ja alle Banknoten mit geringsten Mikrospuren dieser Stoffe – etwa Heroin oder Kokain – kontaminiert. Unser Chemikerteam unter Leitung von Dr. Thomas Briellmann musste also einen Grenzwert bestimmen. Dafür haben wir, als eines der ersten Institute, die durchschnittliche Drogenkontaminierung von Banknoten untersucht.

Neben Ihrer Arbeit als Rechtsmediziner sind Sie auch in der Gerichtspsychiatrie tätig. In welchen Fällen werden Sie in dieser Funktion aktiv?

Diese Arbeit umfasst vor allem Gutachten, in erster Linie über Straftäter, die auf ihren Geisteszustand untersucht werden. In Basel erstellen wir Gutachten für den gesamten deutschsprachigen Raum – ich selbst habe davon mehrere 1000 erstattet. Bei allen gravierenden Straftaten wie Tötungs- und Sexualdelikten ist es heute Standard, dass der Täter darauf hin untersucht wird, ob bei ihm eine schwere psychische Störung vorliegt, die seine Zurechnungsfähigkeit hätte beeinträchtigen können. Ist dies der Fall und besteht deswegen eine Wiederholungsgefahr, so wird neben der Strafe vom Gericht eine zusätzliche Massnahme angeordnet: entweder um den Betroffenen zu bessern, damit er nicht rückfällig wird, oder, im schlimmeren Fall, um eine rein sichernde Massnahme einzuleiten, mit der die Gesellschaft vor ihm geschützt werden soll. Dieser Punkt wird seit dem Mord vom Zollikerberg 1993 noch immer heftig diskutiert: Wie erkennt man einen gefährlichen Straftäter? Wie geht man mit ihm um? Und wie stellt man Prognosen?

Sie haben eben von den Eigenschaften eines guten Rechtsmediziners gesprochen – welche soll der ideale Gerichtspsychiater haben?

Er soll zunächst seine Therapeuten-Rolle ablegen, denn ein Therapeut muss für den Patienten da sein und seine Interessen vertreten. In der Begutachtungssituation dagegen muss ich einen Wechsel vornehmen: Der Auftraggeber ist nicht der Patient, sondern der Staatsanwalt oder das Gericht. Das bedeutet,

dass ich absolut objektiv bleiben muss und nicht darauf achten darf, ob ein Gutachten für den Betroffenen gut oder schlecht ausfällt. Gleichzeitig Therapeut und Gutachter zu sein, geht nicht. Eines ist ganz klar: Wir haben bei Gutachten nicht die Aufgabe, gesellschaftliche Entscheide zu fällen, sondern wir analysieren den Fall aus psychiatrischer Sicht und bestimmen zum Beispiel die Wahrscheinlichkeit für einen Rückfall eines Täters. Die Entscheidung liegt dann beim Gericht. Wichtig sind für einen Gerichtspsychiater: das genaue Beobachten, die Skepsis und die Fähigkeit, einem Menschen neutral zuhören zu können, ohne ihn zum Vornherein zu verdammen – was oft sehr schwer fällt. Als Rechtsmediziner habe ich mit rund 20 Tötungsdelikten im Jahr zu tun, als Gerichtspsychiater noch einmal mit 20 bis 30. Das braucht eine starke innere Haltung: Das, was diese Menschen getan haben, löst bei mir auch nach 25 Jahren Praxis noch immer zum Teil starke Emotionen aus. Doch in das Gutachten dürfen meine Gefühle nicht einfließen.

Sie befassen sich auch mit Prognosen und Prävention von schweren Verbrechen. Was denken Sie, wie wird sich die Kriminalität in den nächsten 20 oder 30 Jahren entwickeln? Werden wir mehr oder weniger Gewaltdelikte haben?

Dieser Zeitraum ist für einen Kriminologen unendlich gross. Schwierig ist es schon, Prognosen über die rein biologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens zu stellen. Das gilt noch mehr für gesellschaftliche Entwicklungen – ein einziges weltpolitisches Ereignis kann weit reichende Veränderungen auch in der Kriminalitätsbekämpfung auslösen. Denken Sie etwa an den 11. September: Überwachung, Rasterfahndung, Dinge, die man zuvor jahrelang diskutiert hatte, sind quasi über Nacht eingeführt worden. Einen Grundlevel an Kriminalität wird es sicher immer geben: Dabei steht aber nicht, wie viele meinen, die organisierte Kriminalität im Vordergrund, sondern die Beziehungdelikte: Sie machen rund 80 Prozent der Tötungsdelikte aus. Im deutschen Sprachraum sind es jährlich ein bis zwei vollendete Tötungsdelikte auf 100'000 Einwohner, in den

USA, wo die soziale Kontrolle viel niedriger ist, sind es zehn- bis 20-mal mehr. Daran sind zu einem grösseren Teil als bei uns unterprivilegierte soziale Klassen beteiligt. Auch Phänomene wie Serienmörder gibt es in der Schweiz sehr, sehr selten. Aus der Kriminalstatistik lässt sich sagen, dass bei uns – wieder entgegen landläufiger Meinung – schwere Sexualdelikte an Kindern tendenziell abnehmen. Delikte in anderen Bereichen der Schwerekriminalität steigen dagegen eindeutig an, auch in Form von «importierter» Kriminalität, die zum Teil auch auf die Migrationsströme innerhalb Europas zurückzuführen ist. Oft gehen zum Beispiel ethnische Konflikte, die in einem andern Land entstanden sind, bei uns weiter.

Warum scheinen Kriminalität und Verbrechen eigentlich so viele Menschen zu faszinieren?

Es gibt da eine ganze Reihe von psychologischen Theorien. Sicher hat es damit zu tun, dass Impulse von Gewalt und Aggression in uns allen sind. Der Mensch ist grundsätzlich zum Töten seines Artgenossen fähig – ich glaube, das ist eine biologische Grundbedingung. Dazu kommt, dass unsere Gesellschaft immer mehr darauf hin steuert, sich durch Extreme begeistern zu lassen. Da ist eine Spirale in unserer Erlebnisgesellschaft in Gang gekommen. Schauen Sie sich einmal alte Kriminalfilme von Durbridge oder Wallace an, wie dort in biederem Stil, ohne Blut und viele Leichen Spannung erzeugt wird, und sehen Sie sich an, wie heute alleine in Filmen über Serienkiller die grau-samsten Menschenschlachtungs-Szenen zu sehen sind. Manche Soziologen sagen, es sei keine Spirale, sondern eine Pendelbewegung – das beruhigt einen wieder etwas. Doch die Faszination des Bösen bleibt. Die Decke, die über unseren Gewaltimpulsen liegt und die wir Kultur oder Zivilisation nennen, ist sehr, sehr dünn. ■

Jugend und Gewalt

Ueli Mäder

Fremdenfeindliche und rechtsextreme Gewalt verletzen eine gesellschaftliche Norm und das staatliche Gewaltmonopol. «Jugend und Gewalt» ist Thema einer neu angelaufenen Studie.

Was wissen wir über gewalttätige Gruppen? Wie konstituieren sie sich? Welcher Zusammenhang besteht zum gesellschaftlichen Wandel? Diese Fragen – die über den Zugriff einzelner Wissenschaften hinausreichen – werden an der Universität Basel interdisziplinär im Rahmen eines Makroschwerpunkts behandelt. Im Zentrum stehen dabei Sozialisationsfelder wie Familie, Schule, Nachbarschaft und der besondere Verlauf der rechtsextremen und rassistisch motivierten Gewalt. Dazu kommen die gesellschaftlichen Integrationsbedingungen für zugewanderte Heranwachsende.

Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung gelten als Kennzeichen des sozialen Wandels. Sie führen teilweise zu einer Verunsicherung, die autoritäre Verhaltensweisen verstärken kann. Ob sie auch die Bereitschaft fördern, verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, wird kontrovers diskutiert. Analysen der sozialen Differenzierung müssen sich auf konkretisierbare Lebenslagen beziehen. Da besteht ein grosser Forschungsbedarf. Das Institut für Soziologie versucht – innerhalb des erwähnten Makroschwerpunkts, der vom Erziehungswissenschaftlichen Institut koordiniert wird –, einzelne Lücken zu schliessen.

Unter «rechtsextrem» verstehen wir zunächst die Einstellungen, Verhaltensweisen und Aktionen, die, organisiert oder nicht, von der rassistisch oder ethnisch bedingten sozialen Ungleichheit der Menschen ausgehen. Sie postulieren die Homogenität von Völkern, lehnen das Gleichheitsgebot der Menschenrechts-Deklarationen ab, betonen häufig den Vorrang der rückwärts gewandten Gemeinschaft und kritisieren Wertepluralismus und Demokratisierung. Wir fragen nun: Welche geschlechts-



Hierarchische Muster: Schweizer Rechtsextreme an einer Demonstration in Zürich (Bild: Keystone/Martin Rüetschi).

hierarchischen Muster lassen sich bei gewalttätigen Jugendlichen erkennen? Wie hängen diese Muster mit der Sozialisation und der sozialen Differenzierung zusammen? Welche Möglichkeiten der Prävention und Intervention bieten sich an?

Uns interessiert auch, welche Bezüge zwischen rechtsextremen Haltungen, Lebenslagen und kultureller Zugehörigkeit der Jugendlichen bestehen. Diese Fragen bearbeiten wir mit VertreterInnen des Strafrechts, der Erziehungswissenschaften, Ethnologie, Theologie, Sozialen Arbeit, Psychiatrie und Psychotherapie. Ein wichtiges Ziel des Projekts ist es, eine differenzierte Präventions- und Interventionsstrategie gegen (rechtsextreme) Gewalt zu entwickeln. Derzeit werten wir Akten und Dossiers von Jugendlichen aus, die im letzten Jahr in Basel delinquent haben. Auf dieser Grundlage entwickeln wir eine Typologie, nach der wir jene Jugendlichen auswählen, mit denen wir vertiefende Gespräche führen. Der Schlussbericht liegt im Herbst 2004 vor. ■

Prof. Ueli Mäder ist interimistischer Leiter des Instituts für Soziologie der Universität Basel (und des deutschen Lehrstuhls für Sozialarbeit und Sozialpolitik an der Universität Fribourg).

Tatort Stadt

Christoph Dieffenbacher

An welchen Orten in einer Stadt wie Basel konzentriert sich die Kriminalität? Zwei humangeographische Studien sind dieser Frage nachgegangen – und schlagen Massnahmen vor.

Kriminalität ist in Städten weitaus häufiger als auf dem Land. Dass in städtischen Siedlungen mehr Straftaten begangen werden, hat nicht nur mit der höheren Bevölkerungsdichte zu tun, sondern auch mit gesellschaftlichen und städtebaulichen Entwicklungen. In welchen Quartieren in Basel besonders viele Straftaten begangen werden und wo die meisten Täter wohnen, glaubt die Bevölkerung etwa zu wissen. Wissenschaftlich belegt haben dies nun erstmals zwei Lizenziatsarbeiten des Departements Geographie der Universität Basel.

«Die Studien konnten erst nach grossen Vorbereitungsarbeiten und mit viel gutem Willen der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt realisiert werden», sagt Prof. Rita Schneider-Sliwa, Ordinaria für Humangeographie/Stadt- und Regionalforschung und Leiterin des Projekts zur Basler Kriminalität. Immerhin hatten es die beiden Studierenden an den Grossrechnern der Staatsanwaltschaft mit geschützten Daten zu tun und konnten dabei volle Einsicht in die Delinquentenakten nehmen. Für ihre Arbeiten werteten sie hunderte von Fällen aus der Kriminalstatistik von 1998 aus.

Attraktive Anonymität Basler Tatorte von vier ausgewählten Delikten – Laden- und Einbruchdiebstahl, Raub und Drogendelikte – hat Corina Zuber untersucht. Eine besondere Belastung für alle vier Straftaten hat sie in der Innenstadt festgestellt, die wegen der ausgeprägten Konzentration von Geschäften und der weitgehenden Anonymität für Täter besonders attraktiv ist. Daneben sind Wohnviertel mit grosser ethnischer Heterogenität ebenfalls stärker betroffen – aber nur wenn sie auch über eine Infrastruktur von Geschäften und Läden verfügen, wie etwa die Quartiere Matthäus und Gundel-

dingen. Eine Rolle für die erhöhte Kriminalität spielen hier die geringe soziale Kontrolle und eine Bevölkerung mit hoher Fluktuation und tieferem Sozialstatus.

Um eine Reduktion dieser Delikte zu erreichen, wären planerische und sozialpolitische Massnahmen zu diskutieren, heisst es in der Studie. Vorgeschlagen werden unter anderem eine Stärkung der sozialen Netze in der Bevölkerung (Quartieraktivitäten, Integration von ImmigrantInnen), eine Aufwertung der Wohnumgebung (Park- und Grünanlagen, Strassencafés, Verkehrsberuhigung), mehr Wohnraum in der Innenstadt und eine Dezentralisierung von Einzelhandel und Freizeitinfrastruktur von der City in die Wohnquartiere. Diese Massnahmen würden sich nicht nur positiv auf die Kriminalitätsentwicklung auswirken, sondern auch zu einer allgemeinen Verbesserung der städtischen Lebensqualität führen.

Verfallende Quartiere Lorenz Bolliger erforschte in einer zweiten Studie, wie die Wohnsitze von Straftätern in der Stadt räumlich verteilt sind. Ergebnis: Die Täter von Gewaltkriminalität, die aus Basel stammen, wohnten vor allem in den Quartieren Gundeldingen, St. Johann und weiten Teilen Kleinbasels. Diese Gebiete seien mehrheitlich von sozialer Desintegration und oft zusätzlich von baulichem Verfall geprägt. Zudem würde hier wegen des ökonomischen Strukturwandels eine zunehmende soziale Ungleichheit entstehen, die zu Entfremdung, Frustration und Aggression führen kann. Doch mehr Polizeieinsätze in diesen Quartieren reichen nicht aus, wie der Autor schreibt. Massnahmen gegen die Kriminalität müssten auf die besondere Raumsituation wie hohe Bevölkerungsdichte, überdurchschnittliche Ausländeranteile und alte Bausubstanz Rücksicht nehmen. Die Ergebnisse der beiden Studien bestärken die Behörden in den Bemühungen, wie sie etwa im Rahmen der «Integralen Aufwertung Kleinbasel» angelaufen sind. ■

Lügen vor Gericht

Gregor Klaus

Wann ist Lügen eine Straftat? Eine Untersuchung an der Juristischen Fakultät der Universität Basel zeigt, dass diese Frage in Deutschland, Österreich und der Schweiz unterschiedlich beantwortet wird.

Wir alle sind notorische Lügner. Wir loben das zur Unkenntlichkeit verschmorte Kotelett des Chefs und bewundern die überdimensionierten Ohrringe der Kollegin. Wir blähen unseren Schnupfen zur Grippe auf oder setzen uns als makellose Helden in Szene. Lügen ist ganz offensichtlich ein zentraler Aspekt unseres Lebens. Einige Evolutionsbiologen sind sogar der Ansicht, dass die Fähigkeit, immer gerissener zu täuschen – aber auch die Täuschungen anderer zu durchschauen –, die treibende Kraft bei der stammesgeschichtlichen Entwicklung der menschlichen Intelligenz sei. Immanuel Kant dagegen nannte unsere Neigung zum Lügen den «eigentlichen faulen Fleck in der menschlichen Natur».

Viele Alltagslügen entspringen dem Wunsch, die Mitmenschen nicht zu verletzen oder ihnen gar eine Freude zu bereiten. Hin und wieder überschreitet lügnerisches Verhalten allerdings die Schmerzgrenze. Wenn Urkunden oder Testamente gefälscht oder wilde Behauptungen über eine Person verbreitet werden, ist die Verdrehung der Wahrheit ein Fall für die Gerichte.

Doch wo liegt die Grenze zwischen einer geschickten Verhandlungsführung und einer Straftat? Angela Augustin, Assistenzprofessorin an der Juristischen Fakultät, sucht seit einem Jahr Antworten auf diese Frage, indem sie die Strafgesetzbücher Deutschlands, Österreichs und der Schweiz miteinander vergleicht. Bei aller Ähnlichkeit der Strafgesetzbücher dieser drei Länder zeigen sich erstaunliche Unterschiede bei der Beurteilung lügnerischen Verhaltens.

Der nicht zahlende Student Ein Beispiel: In Deutschland bestellt der ständig bankrotte Student Christian K. bei einem grossen Versandhandel mehrere Bücher. Bezahlen will er an-

geblich per Überweisung nach Erhalt der Ware. Obwohl er bereits mehrfach bei demselben Unternehmen Bücher bestellt und bezogen, aber nicht bezahlt hat, wird ihm die Ware zugestellt. Auch diesmal bleibt die Rechnung offen. Christian K. wird wegen Betrugs angeklagt und verurteilt.

«In der Schweiz wären die Richter zu einem anderen Urteil gekommen», sagt Augustin. «Die letzte Bestellung wäre nicht als Betrug aufgefasst worden. Der Versandhandel hätte sich durch einen Blick auf das Kundenkonto von Zahlungsunfähigkeit oder -unwillen des Angeklagten leicht selbst überzeugen können.» Wer sich mit einem Mindestmass an Aufmerksamkeit selbst hätte schützen können, ist hier zu Lande strafrechtlich nicht geschützt. In Deutschland dagegen steht das Strafrecht auch einem sehr unvorsichtigen Opfer zur Seite.

Sind Kopien Urkunden? Ein anderes Bild ergibt sich bei der Urkundenfälschung: Wer sein Schulzeugnis fotokopiert, auf der Kopie seine Mathematik-Note auf ein höheres Niveau korrigiert und das Ganze nochmals kopiert, ist zwar in der Schweiz, nicht aber in Deutschland wegen Urkundenfälschung strafbar. Der Grund für diesen Unterschied: In der Schweiz gelten Kopien als Urkunden, in Deutschland nicht. «Für die Strafbarkeit spricht, dass Fotokopien im Rechtsverkehr häufig als Ersatz für die Originale akzeptiert werden, weil man die Originale nur ungern aus der Hand gibt», sagt Augustin. Allerdings können Kopien sehr leicht manipuliert werden. In Deutschland verlangt man daher für den Schutz durch das Urkundenstrafrecht mehr Fälschungssicherheit. «Anders als bei Betrügereien führt die leichte Erkennbarkeit von Lügen bei der Urkundenfälschung zur Straffreiheit», erläutert die Juristin. In der Schweiz ist es genau umgekehrt.

Einig ist man sich in allen drei Ländern vor allem darin, dass das blosses Lügen grundsätzlich straffrei sein soll. Das ist gut so: Denn Wissenschaftler haben festgestellt, dass jeder von uns

durchschnittlich zweimal am Tag in irgendeiner Form lügt. Nur vor Gericht sollte man die zur Gewohnheit gewordene Schwindelei besser unterlassen. Meist ohne Not wird den Richtern zum Teil unerhörter Unsinn erzählt. So beispielsweise der Zeuge eines Autounfalls, der vor einem Sexshop stand, nun aber behauptet, vor der 30 Meter weiter gelegenen Apotheke gestanden zu haben. «Der Zeuge ist nicht nur unglaubwürdig geworden, er muss auch mit einem Strafverfahren wegen Falschaussage rechnen», sagt Augustin.

Völkermord-Leugnung Eine Sonderform der strafbaren Lüge ist die Leugnung von Völkermorden, weil sie ausschliesslich durch ihren Inhalt gekennzeichnet ist. In der Schweiz konnten rechtsextremistische Kreise die Verbrechen der Nationalsozialisten lange Zeit ungestört in Frage stellen. Erst die Änderung des Strafgesetzbuches 1995 und die damit verbundene Anti-Rassismus-Gesetzgebung wirkte sich dämpfend auf die rechtsextreme Szene aus. Das Bundesgerichtsurteil vom 22. März 2000 ist wegweisend für die neue Rechtsprechung: Es bestätigte die unbedingten Gefängnisstrafen des Bezirksgerichts Baden gegen den Basler Holocaust-Leugner Jürgen

Trotz Ähnlichkeit der Strafgesetzbücher in verschiedenen Ländern zeigen sich erstaunliche Unterschiede bei der Beurteilung von lügnischem Verhalten vor Gericht (Bild: Keystone/Uniphoto).



Graf. Für das Bundesgericht stand fest, dass Graf den Völkermord an den Juden in strafrechtlich relevanter Art geleugnet und stark verharmlost hat. Wer einen Blick in Grafs Schriften wirft, kann dies nur bestätigen. Das Bundesgericht stellte unmissverständlich fest, dass «es als wahr bewiesen ist, dass unter der Herrschaft des nationalsozialistischen Regimes mehrere Millionen Juden ermordet wurden, zu einem erheblichen Teil durch Vergasung».

Auch in Deutschland und Österreich wird die Leugnung von Völkermorden bestraft. Allerdings gibt es zwischen den drei Staaten grosse Unterschiede im Umgang mit diesem Delikt. Während man sich in Deutschland und Österreich auf die Strafbarkeit der Holocaust-Leugnung beschränkt, ist in der Schweiz das Leugnen jeglichen Völkermords und jeglichen Verbrechens gegen die Menschlichkeit strafbar. Zudem wird die Strafbarkeit des Leugnens unterschiedlich begründet. Wird die Tat in Deutschland als Angriff auf die Überlebenden und Angehörigen der Opfergruppe verstanden, sehen schweizerische Gerichte darin zumeist eine Gefährdung des öffentlichen Friedens.

«Die Bestrafung von Leugnern eines Völkermords ist unter Juristen allerdings umstritten», sagt Augustin. «Allein die Frage, welche Gräueltaten als Völkermord bezeichnet werden dürfen, ist mit Ausnahme des Holocausts nur in wenigen Fällen rechtsverbindlich festgestellt worden.» Einige Wissenschaftler sind auch der Ansicht, dass das Recht auf freie Meinungsäusserung höher zu bewerten sei als die Leugnung eines Verbrechens. Zudem scheinen Holocaust-Leugner das Medieninteresse an den Strafprozessen weidlich zu missbrauchen, um ihr rassistisches Gedankengut unter die Bevölkerung zu bringen. In den kommenden drei Jahren will Augustin ihre Untersuchungen mit Hilfe des Ländervergleichs vertiefen. «Da die Entscheidung über die Strafwürdigkeit eines lügnischen Verhaltens nicht immer offensichtlich ist, lenken gerade die Unterschiede die Aufmerksamkeit auf diskutabile Regelungen», erklärt die Juristin. ■

Dr. Gregor Klaus ist Wissenschaftsjournalist in Rothenfluh BL.

Von Verbrecherinnen

Dominique Grisard

Welche Vorstellungen über die delinquente Frau verbreitet waren und wie die Erwartungen an eine «normale Weiblichkeit» aussahen, erforscht ein historisches Projekt.

«Lebenslängliches Zuchthaus für Maria Popescu!» Mit dieser und ähnlichen Schlagzeilen berichteten die Schweizer Tageszeitungen am 20. Dezember 1946 über den Prozess an Maria Popescu in Genf. «Der Andrang des Publikums zu den Verhandlungen ist gewaltig, was sich schon aus der aussergewöhnlichen Natur des Falles erklärt, geht es doch um zwei vollendete Giftmorde und einen Giftmordversuch. Man muss schon auf das Jahr 1867 zurückgreifen, um in Genf eine gewisse Parallele zu dem heutigen Fall in der damaligen Affäre der Giftmischerin Marie Jeanneret zu finden», schrieb etwa die «Neue Zürcher Zeitung». Der Schuldspruch basierte auf der Überzeugung, Popescu habe die wohlhabenden Schwiegereltern und das Dienstmädchen mit Veronal vergiftet, da diese Zeugen für die von ihr aus Luxusliebe verübten Diebstähle waren.

Die rumänische Staatsbürgerin Popescu bekannte sich jedoch nie zu den Giftmorden. «Ich bestreite, meinem Schwiegervater, meiner Schwiegermutter und dem Mädchen Lina Mory Schlafmittel verabreicht zu haben. Ich bestreite, meinem Schwiegervater, meiner Schwiegermutter je Einspritzungen gemacht zu haben...», schrieb sie später. Nach elf Jahren in vier verschiedenen Schweizer Strafanstaltsinstitutionen wurde sie 1957 begnadigt. Auch nach ihrer Entlassung versuchte sie, sich in der Öffentlichkeit zu rehabilitieren.

Popescu, die nach eigenen Worten oft als «besonders verwerfliche und gefährliche Frau» porträtiert wurde, ist kein Einzelfall. Die Porträtierungen delinquenter Frauen legen meist die Verflechtungen offen von den Vorstellungen von weiblicher Subjektivität und von normalisierenden Festschreibungspraktiken. In meinem Dissertationsprojekt untersuche ich aussergewöhn-

liche Fälle delinquenter Frauen in der Schweiz zwischen 1942 und 1983. Es handelt sich um ausgewählte Beispiele, die von der Schweizer Tagespresse aufgegriffen und von der Öffentlichkeit aufmerksam mitverfolgt wurden. Die Fälle waren darüber hinaus aussergewöhnlich genug, dass sie auch bei den Behörden ein Thema waren: Das führte zu einer verstärkten Auseinandersetzung der Behörden mit dem Bild des Strafvollzugs in der Öffentlichkeit, zu einer veränderten Wahrnehmung delinquenter Frauen und zu einem veränderten Umgang mit ihnen.

Konstruktionen von Weiblichkeit Dabei sind Konstruktionen von Weiblichkeit das entscheidende Moment, das ich in meiner Arbeit untersuchen will. Es geht mir aber nicht nur um Vorstellungen von der delinquenten Frau, sondern auch um normative Erwartungen an die «normale Frau». Es soll dargelegt werden, wie «Norm» und «Normalität», sonst unbeschriebene Leerstellen, in Relation zu den beschriebenen Abweichungen konstituiert wurden.

Als Untersuchungsgegenstand meiner Arbeit dient der kriminologische Diskurs als Ort der (Re-)Produktion von «Normalität». Dabei stütze ich mich auf das in Anschluss an Michel Foucaults Analyse der modernen Biomacht von Jürgen Link herausgearbeitete Konzept des «Normalismus». «Normalismus» bezeichnet das Zusammenwirken von Institutionen, wissenschaftlichen Disziplinen und Medien, die an der «normalen» Subjektivierung beteiligt sind. Während die «Norm» eine klare Grenze zwischen Verbotenem und Erlaubtem zieht, bezeichnet der «Normalismus» nur eine mehr oder weniger verbindliche Bandbreite an «normalen» Verhaltensweisen.

Widersprüchliche Angeklagte Der Fall der Maria Popescu bietet einiges Anschauungsmaterial, um diese theoretischen Aussagen zu überprüfen. In den Medien wurde ein widersprüchliches Bild der Angeklagten gezeichnet. Deutlich wurde die Faszination des «widerspruchsvolle[n] Charakter[s] dieser



Wegen Giftmords 1946 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, nach elf Jahren begnadigt und nach ihrer Entlassung im Kampf für eine Rehabilitierung: die Rumänin Maria Popescu (Bild: Keystone).

Frau, die selbst der Staatsanwalt nicht in die Kategorie der landläufigen Giftmischerinnen einzureihen vermochte», wie es in der «National-Zeitung» hiess. Die Angeklagte erinnere auch nicht an eine «femme fatale», schrieben die «Basler Nachrichten». Ihr seriöses Auftreten im schwarzen Deux-Pièces strahle vor allem Überlegetheit und Ruhe aus. Doch gerade diese in den Tageszeitungen erwähnte Gelassenheit, die eiserne Verslossenheit und die kühle und beherrschte Art standen im Widerspruch zu dem ihr gleichzeitig zugeschriebenen unbeherrschten Hang zum Luxus, zu ihrer Verschwendungssucht und zu ihrem ausserehelichen Verhältnis mit einem jungen Arzt.

Darüber hinaus wurde in den Tageszeitungen wiederholt darauf eingegangen, wie die Angeklagte schrittweise von einer Diebin zur Giftmörderin geworden sei, wobei der Giftmord als schlimmstes Verbrechen überhaupt bezeichnet wurde, das «eine feige und hinterhältige Einstellung bedinge» («Basler Nachrichten»). Popescu wurde nicht nur als krankhafte Lügnerin, sondern auch als Kleptomantin beschrieben. Diese Charaktereigenschaften sollten das unüberlegte, triebgesteuerte Verhalten der Angeklagten hervorstellen. Das stand jedoch wiederum in Widerspruch zu ihrem Profil als berechnende Gaunerin. Die Art ihrer Diebstähle, den Verdacht von sich zu lenken, ohne

andere zu inkriminieren, wurden beispielsweise vom Gerichtspräsidenten als geschickte Taktik bezeichnet. Zudem sei sie sehr intelligent. Doch genau diese Schlauheit sei ihr zum Verhängnis geworden, schrieb die «National-Zeitung»: «Die dominierende Stellung, die sie namentlich den Männern gegenüber einzunehmen wusste, führte sie gleichzeitig zu einer Unterschätzung ihrer Umgebung.»

Alltag im Frauengefängnis Die von mir untersuchten Fälle delinquenter Frauen sind aus einem weiteren Grund besonderer Art: Sie basieren nicht ausschliesslich auf der Perspektive der Medien und der offiziellen Institutionen, sondern berücksichtigen auch Zeugnisse der Angeklagten bzw. Insassin selber. So veröffentlichte Maria Popescu ihre Geschichte 1961 im «Schweizerischen Beobachter». Ihre Beschreibung des Gefangenentags machte es für die Behörden nötig, den Frauenstrafvollzug wieder ins rechte Licht zu rücken.

Besonders Popescus Darstellungen des Frauenstrafvollzugs in der Anstalt Hindelbank seien übertrieben, hiess es, «was eine gefährliche Irreführung der öffentlichen Meinung zur Folge haben könnte». Sie zeichne von der Strafanstalt «das Bild einer Eichmannschen Anstalt». Dabei habe Hindelbank nicht nur zu keiner Zeit diesem Bild entsprochen, die Anstalt habe sich seither auch einem totalen Wandel unterzogen. Vielmehr sei Hindelbank vom «Geist der Menschlichkeit» und «persönlichen Würde» gezeichnet, schrieb der damalige Anstaltspfarrer. Insassinnen würden «mit Frau und Fräulein angeredet» und in hotelähnlichen Betten schlafen.

Wie, wo und wann wurde die «delinquente Frau» zum Thema? Welche Vorstellungen weiblicher Subjektivität standen zu verschiedenen Zeitpunkten zur Verfügung? Anhand von «Extrembeispielen» delinquenter Frauen wie jenem von Maria Popescu versuche ich zu rekonstruieren, welche Weiblichkeiten zu einer gewissen Zeit und in einem gewissen Zeitpunkt im kriminologischen Diskurs auftraten und an der Produktion von «Normalität» beteiligt waren. ■

Dominique Grisard ist Teilnehmerin und Koordinatorin des Graduiertenkollegs «Wissenschaft – Gender – Symbolische Ordnung» der Universität Basel.

Eine Basler Agentin in Kriegszeiten

May Blossom Broda

Noch vor zehn Jahren verneinte das Eidgenössische Militärdepartement, dass der militärische Nachrichtendienst Frauen während des Zweiten Weltkriegs beschäftigt hatte. Auch in den zugängigen Akten des Bundesarchivs fanden sich keine Hinweise darauf. Doch: Tatsächlich arbeiteten damals Frauen als Agentinnen der Schweizer Armee und übernahmen dabei heikle Missionen. Eine einzige der überlebenden Schweizer Agentinnen war bereit, in einem Dokumentarfilm erstmals darüber zu sprechen.

Die Zentrale des militärischen Nachrichtendienstes «Rigi» in Luzern wertete unter anderem alle eingehenden Berichte und Meldungen aus dem Dritten Reich aus und leitete die Resultate ans Armeehauptquartier weiter. Ihr erstes und grösstes Aussenbüro «Pfalz» entstand zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in Basel unter dem Kommando von Hauptmann Emil Häberli, dem Chef der kantonalen Politischen Polizei. Die Aufgabe bestand darin, den Grenzverkehr im Rheinhafen, im Französischen und vor allem im Badischen Bahnhof für Informationen zu nutzen: Einreisende zu vernehmen, Beziehungen zu Personen mit ausländischen Verbindungen anzuknüpfen, polizeiliche Beziehungen militärisch auszuwerten, Nachrichten durch einzelne AgentInnen zu beschaffen und anderen Nachrichtenstellen des Armeestabs technische Hilfe zu leisten. Angestellte der Eisenbahn, Spediteure, Schiffs- und Geschäftsleute waren immer als InformantInnen beliebt, denn nur sie kamen in Kriegszeiten noch überall hin und konnten ungehindert beobachten. Zudem war die Mehrheit der Arbeiter gewerkschaftlich organisiert und stand im Widerspruch zur nationalsozialistischen Diktatur. Aber auch Geld spielte eine Rolle.

FHD im Nachrichtendienst Die «Pfalz» suchte vertrauenswürdige MitarbeiterInnen unter Verwandten und guten Bekannten. Unter Hauptmann Häberli, genannt Hä, taten drei Anwälte, zwei Journalisten, ein Bankier, ein Industrieller, ein Museumskonservator, ein Staatsanwalt, ein Student, ein Typograph, eine Sängerin und zwei Hausfrauen Dienst. Alle führten ihre bürgerliche Existenz zur Tarnung weiter. Obwohl sie sich in Herkunft und politischer Haltung unterschieden, waren alle überzeugte AntifaschistInnen. Hä vertraute seinen MitarbeiterInnen voll. Ihre Arbeit verrichteten sie nach dem AgentInnenprinzip: JedeR besass jeweils nur eine Bezugsperson.

Die «Pfalz» hatte als Sekretärin FHD Norina Frey angefordert, die gut ausgebildet, ohne Stelle und Kinder in erster Ehe verheiratet war und sich freiwillig zum militärischen Frauenhilfsdienst (FHD) gemeldet hatte. In meinem Dokumentarfilm «Agentinnen im Schatten – Die geheime Linie zwischen Basel und London» (Schweizer Fernsehen DRS 1993) hat die Baslerin erstmals Zeugnis über ihre Tätigkeit abgelegt. Hauptmann Häberli und sie kannten sich aus dem «Club 33», einem avantgardistischen und politisch links stehenden Basler KünstlerInnenkreis.

Nach den ersten zwei Dienstwochen benötigte der Vorgesetzte Hä ihre Hilfe, um eine wichtige Meldung mit dem Fernschreiber nach Luzern durchzugeben. Die 82-jährige Zeitzeugin konnte sich nur erinnern, dass «die Meldung für die Alliierten, die Engländer und Franzosen, sehr brisant gewesen war». Da die «Pfalz» in ihren Augen gegen das Dritte Reich kämpfte, bestand sie darauf, den Alliierten zu helfen. Hä wich mit dem Hinweis auf die Neutralität aus, bis er zugab, dass diese Meldung auch an die Alliierten ging. Er warnte seine Mitarbeiterin



«Und dann ist das nachher eben an die Engländer gegangen»: FHD Norina Frey war während des Zweiten Weltkriegs als Agentin, Übermittlerin und Kurierin tätig. Sie wusste, dass sie sich mit diesen illegalen Tätigkeiten grossen Gefahren aussetzte, aber Angst hatte sie keine (Bild: Broda).

vor den Folgen der Illegalität, weil grosse Gefahr nicht nur von den Deutschen – insbesondere von der Gestapo, welche die Basler Aktivitäten überwachte –, sondern auch von der schweizerischen Bundespolizei drohte, die jede unneutrale Handlung ahndete. Er verpflichtete sie zur absoluten Verschwiegenheit. «Und von diesem Moment an habe ich dann natürlich auch selber aus allen Berichten, die ich gekriegt habe, herausgeschrieben, was mich interessant gedünkt hat, habe es Hä gezeigt, und wenn der Hä einmal nicht da war, habe ich es auch selbstständig gemacht. Und dann ist das nachher eben an die Engländer gegangen.»

Zugang zu Geheimaktionen Das narrative Videointerview legt offen, wie sich FHD Frey den Zugang zu geheimen Aktionen erschloss, indem sie über die Technologie des Fernschreibers verfügte. Den Nachrichtenalltag verbrachte Norina Frey vor allem mit der mühseligen Auswertung von Agent-

Innenberichten, Presseartikeln und Todesanzeigen, um die Standorte und Verschiebungen deutscher Truppen im Hinblick auf einen Angriff auf die Schweiz zu eruieren, sowie als Kurierin. Regelmässig übergab sie einer britischen Mittelsfrau Informationen zum Beispiel über den Bau der Vergeltungswaffen in Peenemünde, das die Royal Air Force in der Nacht auf den 18. August 1943 erfolgreich bombardierte. Sie war sich bewusst, dass sie gefährlich lebte, aber Angst kannte sie nicht. Über den Wert der Informationen, die sie den Alliierten weitergab, machte sie sich keine Illusionen: «Wir haben natürlich so wenig wie die Armee die Schweiz gerettet.»

Massgebend war für sie der Wille, als Frau antifaschistischen Widerstand in irgendeiner Form zu leisten und nicht nur zuzusehen, wie im Ernstfall die deutsche Wehrmacht die Schweizer Grenze überrollen würde: «Aber damals hat man wirklich das Gefühl gehabt, die Schweiz alleine – was wollen wir machen. Das hat alles gar keinen Sinn. Auch die ganze Verteidigung der Schweiz nur mit dem Reduit, das eigentlich eine Mausefalle gewesen ist, wo man ausgehungert worden wäre, das hat uns nicht so gefallen. Natürlich haben wir auch gefunden, wir verteidigen die Schweiz. Das hätten wir auch gemacht, nur dann eher als Résistance, denn wir hätten einen Einmarsch von Deutschland nicht verhindern können.»

Genderaspekt des «Aktivdienstes» Mit der Rekonstruktion ihres erzählten Lebensabschnittes, die den Methoden der Biografieforschung folgt, erschliesst sich ein neuer Aspekt der Geschlechtergeschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg: Schweizerinnen handelten politisch und nutzten die Räume, welche durch die von den Behörden und der Armee geforderte patriotische Weiblichkeit geöffnet wurden. Sie scheuten auch keine Risiken und waren bereit zu schiessen – FHD Frey war eine geübte Schützin –, um nach dem Vorbild der französischen Résistance, mit der man ebenfalls zusammenarbeitete, im Untergrund für eine demokratische Schweiz weiterzukämpfen. ■

May Blossom Broda ist Dokumentarfilmerin, Historikerin und Publizistin und hat einen Lehrauftrag zu Film und Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel. Ihr Video «Agentinnen im Schatten – Die geheime Linie zwischen Basel und London» kann im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern und im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich visioniert werden.

Zerbrochene Fenster

Christoph Dieffenbacher

Die Broken-Windows-Theorie besagt, dass Unordnung und Verwahrlosung in einem Gebiet mittelfristig zu mehr Kleindelikten und zu einem Anstieg von schweren Verbrechen führen. Eine Ökonomin ist daran, diese Hypothese mit Daten aus der Schweiz und den USA empirisch zu überprüfen.

«Zero Tolerance» hiess die Devise in der Verbrechensbekämpfung, als William J. Bratton 1994 oberster Polizeichef von New York wurde. Seine neuartige Politik orientierte sich an der zwölf Jahre zuvor aufgestellten Broken-Windows-Theorie. Um die darin postulierte Dynamik von leichteren zu schwereren Delikten zu unterbinden, wies Bratton seine Polizisten an, auch bei kleineren Delikten wie Trinken auf der Strasse oder dem Besprayen von Wänden rigoros durchzugreifen. Die Entwicklung schien dem Polizeichef Recht zu geben: Die New Yorker Kriminalität ging drastisch zurück. Fachleute aus aller Welt liessen sich vor Ort über die neue Strategie informieren. Kaum ein Begriff aus der Kriminaltheorie hatte international so viel Einfluss auf die Politik wie jener der «Broken Windows».

Doch wissenschaftliche Untersuchungen zu dem Phänomen fehlen weitgehend. «Die Kriminalitätsforschung hat den Beziehungen zwischen verschiedenen Deliktarten bisher wenig Beachtung geschenkt», sagt Patricia Funk. Die 31-Jährige, die derzeit an der University of Chicago als Visiting Scholar forscht, hatte sich in ihrer Dissertation an der Universität Basel mit einem ähnlichen Thema befasst. Sie analysierte damals aus ökonomischer Sicht die Kriminalpolitik in der Schweiz und den USA im Hinblick auf eine theoretisch «optimale» Verbrechensbekämpfung. Nun untersucht sie zusammen mit Prof. Peter Kugler – anhand von schweizerischen Daten über begangene Diebstahlsdelikte, Einbrüche und Raubdelikte aus den Jahren 1984 bis 1999 –, ob und wie sich eine Zunahme von leichteren Delikten auf schwere Delikte auswirkt.



Kleindelikte ziehen Schwerverbrechen nach sich: Durch Steinwurf beschädigte Fensterscheibe (Bild: Keystone/Steffen Schmidt/STF).

Die bisherigen Resultate scheinen die Broken-Windows-Theorie zu bestätigen: Eine Zunahme der leichteren Delikte (wie Diebstahl) führt nach einigen Monaten zu einem Anstieg der schwereren Delikte (wie Einbrüche und Raub). Dieser Effekt – der in umgekehrter Richtung nicht festzustellen ist – klingt nach rund einem Jahr wieder ab. Unklar ist aber, worauf eine solche dynamische Beziehung zurückzuführen ist: ob dabei Lerneffekte, eine signalisierte tiefe Wahrscheinlichkeit von Sanktionen oder ein Abbau von moralischen Hemmungen eine Rolle spielen. Einen weiteren Schluss kann Patricia Funk aus den bisher analysierten Daten ziehen: Eine Verbrechensbekämpfung, die erfolgreich leichtere Delikte verhindert, kann auch zu einer Reduktion von schwereren Verbrechen beitragen.

Diese Ergebnisse will die Forscherin nun auch anhand von Material aus den USA überprüfen. Dabei wird sie sich auf Daten und Erhebungen konzentrieren, wie sie für die verschiedenen Regionen der Stadt Chicago vorliegen. Besonders untersuchen will sie die Beziehungen zwischen sozialer und physischer Unordnung und Kriminalität und dabei ökonomische Faktoren mit einbeziehen. ■

Der Mann, der über Krimis forscht

Franziska Flückiger

Lange zählte der Kriminalroman nicht zur seriösen Literatur und wurde in den Universitäten ziemlich vernachlässigt. Der Basler Romanist André Vanoncini liess die Leichen nicht im Keller: Er hat mit dazu beigetragen, dass sich das geändert hat.

Freitagmorgen, halb elf Uhr, ein strahlend schöner Frühlingsmorgen in Binningen. Der hinter Büschen versteckte Hauseingang ist für die Besucherin nicht leicht zu finden. Sie betritt das Treppenhaus, es wird etwas düsterer. Der Mann, der sie bereits erwartet hat, begleitet sie in sein Büro. Die beiden setzen sich, das Gespräch beginnt. Minuten später wird es plötzlich dunkler und dunkler, Düsternis verbreitet sich im Raum.

Der Gastgeber heisst André Vanoncini, ist Extraordinarius für Neuere französische Literatur an der Universität Basel und gilt als Spezialist für die Gattung Kriminalromane. Als Bürger von Carouge GE ist er in Basel aufgewachsen, hat hier studiert und auch seine Dissertation geschrieben – über Honoré de Balzac, dessen Romane als Vorläufer des Kriminalromans angesehen werden. Balzac gilt heute noch Vanoncinis Hauptinteresse. Sein damaliger Lehrer, Prof. Robert Kopp, war immer offen für Neues und so konnte Vanoncini später seine Habilitationsarbeit über Georges Simenon schreiben. Damals, Ende der Achtzigerjahre, noch ein etwas anrühiges Unterfangen: Das Thema einer wissenschaftlichen Arbeit musste in den universitären Kontext passen und dazu gehörte ein Autor von Kriminalromanen nur bedingt. Warum sollte aber eine Art von Literatur, die von einem riesigen Publikum gelesen wird, über keine Qualitäten verfügen und in den Universitäten vernachlässigt werden? Die Gattung Kriminalroman gebe es seit etwa 150 Jahren, erläutert der Forscher. Während er sich in seinen Anfängen stark

an etablierte Roman-Genres anlehnte, wurde der Krimi später immer mehr zu einer autonomen Kategorie, mit bestimmten Regeln, die sehr typisch funktionieren. «Heute ist er wohl der treffendste Ausdruck dessen, was man die Moderne nennt», sagt Vanoncini, «und in gewissem Sinn vergleichbar mit dem Jazz oder dem Kino – zwei Kunstrichtungen, mit denen der Kriminalroman immer sehr enge Sympathiebeziehungen unterhalten hat.»

Langsame Akzeptanz Vanoncini profitierte davon, dass es nach 1968 langsam zu einer Akzeptanz dieses Genres in der Literaturwissenschaft kam, anfangs im angelsächsischen Raum und bald auch in Deutschland und Frankreich, später in Spanien, Skandinavien und Italien – gleichzeitig mit dem Boom der Kriminalliteratur in diesen Ländern. Dieses Jahr soll sogar ein Teil der Werke von Georges Simenon in der Klassiker-Sammlung der «Pléiade» bei Gallimard herauskommen. «Ein Zeichen wirklicher Akzeptanz», sagt Vanoncini, denn nur renommierten Schriftstellern komme die Ehre zu, in dieser Reihe verewigt zu werden. Aufgrund seiner Arbeit über Simenon wurde der Literaturwissenschaftler angefragt, für die Reihe

Erst seit wenigen Jahrzehnten Gegenstand der Literaturwissenschaft: Buchumschläge von bekannten Kriminalromanen (Bilder aus: Stefano Benvenuti et al., *Le roman criminel*, L'Atalante, Nantes 1982).



«Que sais-je?» eine kleine Einführung in den Kriminalroman zu schreiben. Diese erscheint demnächst in einer neu bearbeiteten Drittauflage, nachdem bisher 10'000 Exemplare abgesetzt worden sind. Unter anderem hat Vanoncini auch über die Beziehungen zwischen Charles Baudelaire und dem französischen Krimiautor Léo Malet geforscht.

Zurzeit arbeitet Vanoncini zusammen mit dem Napoleon-, Film- und Krimispezialisten Jean Tulard an einem neuen «Dictionnaire du roman policier», der Anfang nächsten Jahres in der auflagestarken Reihe «Bouquins» erscheinen soll. Vanoncini wird vor allem die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg behandeln und Wert auf geschichtliche Aspekte legen. Nicht fehlen werden darin etwa Autoren wie Andrea Camilleri, Henning Mankell, zeitgenössische US-Autoren (wie James Lee Burke), Manuel Vasquez Montalban und die neuen «kreativen» Franzosen (wie Jean-Bernard Pouy oder Thierry Jonquet).

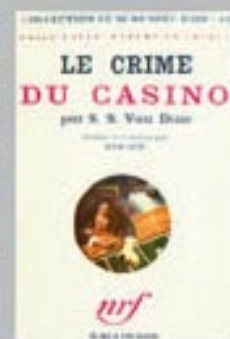
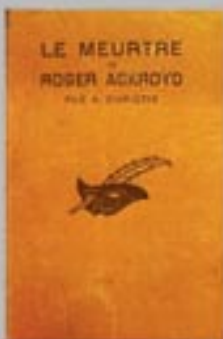
Vom Rätselspiel zur Gesellschaftsanalyse Heute existieren weltweit sicher über 100 gute Krimiautoren, wie Vanoncini meint. Es sei ein Phänomen, dass seit nunmehr rund 30 Jahren weltweit Kriminalromane geschrieben werden. Der Grund, weshalb sie früher in Universitäten nicht anerkannt waren, liege darin, dass sie lange nur als eine Art Rätselspiel betrachtet wurden: «Und dieser Status war mit philosophischer Tiefe oder ästhetischer Brillanz unvereinbar.» Auch die Stereotypie des Musters habe man dem Krimi zum Vorwurf gemacht – dieser Aspekt gehöre aber eigentlich zu jeder Literatur und sei von den Vertretern des Strukturalismus auch gewürdigt worden. Raymond Chandler, so Vanoncini, habe als einer der ersten beschlossen, Krimis zu schreiben, die mehr als nur Rätselspiele

sind. Seine Geschichten spielen mitten in der gesellschaftlichen Realität, und zum Ort des Geschehens wurde der soziale Dschungel der Grossstadt. Die Figur des Privatdetektivs, der in nicht gerade komfortabler Situation lebt und selbst in ein Verbrechen verwickelt wird, war geschaffen. Ausgedient hatte damit der «Armchair Detective» vom Kaliber eines Hercule Poirot, der seine Fälle analytisch und aus einer gewissen Distanz zu lösen versucht.

Menschliche Abgründe Für Vanoncini ist der Krimi eine Art Laboratorium, in dem junge Autoren experimentieren und vor allem trainieren können. Lebendige Literatur sei das, im Gegensatz zur oft statischen etablierten Literatur. Dafür sei die «Verfallszeit» von Krimis manchmal kürzer, was sie in die Nähe von Fiction- und Spionage-Romanen rückt (diese existieren heute kaum mehr, sie hatten ihre Hochkonjunktur während des Kalten Kriegs). Der andauernde Erfolg des Kriminalromans komme daher, dass er die menschliche Problematik ins Zentrum stellt: «Der Mord, die Motive dazu und seine Aufklärung – das alles erlaubt es, mehr über die Menschen in einer Gesellschaft zu erfahren.» Manche Romane entwickeln sich zu einer radikalen Gesellschaftskritik. So beschreiben die Geschichten von James Ellroy oder Thierry Jonquet teils erschreckend grässliche Szenen, geben aber gleichzeitig einen tiefen Einblick in die Abgründe menschlichen Sozialverhaltens.

Das Gebiet des Kriminalromans ist riesig und deshalb ist auch Vanoncini auf Tipps angewiesen. Liest der Literaturwissenschaftler Krimis eigentlich auch privat? Nur gelegentlich, sagt er – zu den weit verbreiteten Krimi-Verschlingern gehöre er nicht. ■

Dr. Franziska Flückiger ist Wissenschaftsjournalistin in Basel.



Mord und Totschlag in der frühen Neuzeit

Rosmarie Zeller

Durch Flugschriften und Einblatt-Drucke hat das Publikum des 16. und 17. Jahrhunderts von Mordfällen erfahren. Die Schilderung der «erschrecklichen Thaten» sollte die Öffentlichkeit moralisch belehren.

«Dramen im Gerichtssaal garantieren hohe Einschaltquoten», war kürzlich in einer Schlagzeile zu lesen. Doch dies ist keine Erscheinung des so genannten Medienzeitalters. Schon in der frühen Neuzeit konnte man mit der medialen Aufbereitung von Verbrechen das Interesse eines Publikums fesseln, das noch keine Zeitungen kannte, aber über so genannte Einblatt-Drucke und Flugschriften Zugang zu dem hatte, was in die Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen» einzuordnen ist. Diese reichten von wichtigen politischen Ereignissen über Erdbeben und kosmische Ereignisse wie Sonnenfinsternisse oder Kometen über Wundergeburten bis zu Mordfällen, bei denen häufig mehrere Personen betroffen waren.

Die Erzählung des Verbrechens war meist in Versen abgefasst – man spricht deshalb auch vom Zeitungslied –, die auf bekannte Melodien gesungen wurden, sodass man sich vorstellen kann, dass sie vom Boten, der die Schriften vertrieb, auch gesungen werden konnten. Doch dienten solche Publikationen nicht nur dazu, die Sensationslust des Publikums zu befriedigen, sondern sie sollten vor allem als Warnung dienen und zu einer Änderung des Lebenswandels anhalten. Ihre Verfasser sind wohl meist Pfarrer, vielleicht auch Lehrer und Studenten. Die kleinen Broschüren von vier bis acht Seiten, die Fächer wie Rechtsgeschichte, Ethikgeschichte, Volkskunde und Germanistik interessieren können und doch keinem ganz zugehören, fristen in der Universitätsbibliothek ein unbeachtetes Dasein.

Man mag einwenden, dass es sich auch kaum lohnt, diesen oft unbeholfenen Versen grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Doch gerade unter kulturwissenschaftlicher Perspektive sind die Texte interessant, zeigen sie doch, wie man von Verbrechen erzählte und in welchem Kontext sie gedeutet und rezipiert wurden. Wenn heute in den USA hunderte Schaulustige der Hinrichtung zum Tode Verurteilter beiwohnen, fühlt man sich an das London des 17. Jahrhunderts erinnert, wo man sich Hinrichtungen wie Theaterstücke ansah, wie wir zum Beispiel aus dem Tagebuch des Samuel Pepys wissen.

Mehr als Sensationslust Es wäre aber zu kurz gegriffen, wollte man das Interesse an Hinrichtungen und überhaupt an Verbrechen in der frühen Neuzeit nur auf die Sensationslust und das Bedürfnis nach Unterhaltung zurückführen. Solche Vorkommnisse waren nicht zuletzt Zeichen einer Unordnung in der Welt, die womöglich Schlimmeres ankündigte: Kriege, Krankheit, Teuerung oder gar den Jüngsten Tag. Dass der Täter in der Regel gefunden und bestraft wurde, zeugte von der Wiederherstellung der Ordnung und davon, dass Gott seine Herrschaft noch ausübte.

Die moralische Absicht der oft illustrierten Flugschriften zeigt sich auch daran, dass gewisse Schemata von Morden – wie der Vater, der, vom Teufel angestiftet, seine Kinder umbringt – immer wiederkehren. An einem Montag des Jahrs 1638, berichtet der Verfasser eines «erbarmlichen Klag-Lieds von einer sehr erschrecklichen That», hat ein Vater im Simmental seinen drei kleinen Kindern – das älteste war fünf Jahre alt, das jüngste lag noch in der Wiege – die Gurgel durchgeschnitten, als die Mutter kurz aus dem Haus gegangen war. Vor Gericht erklärte der arme Sünder, wie der Mörder genannt wird, ein «Schwart-



Oben: Ein Mann erschlägt die Kinder seines Bruders, während ihm der Teufel (rechts) mit dem Blasebalg einbläst.

Unten: Ein Betrunkener ersticht seine schwangere Ehefrau.

(Bilder aus der Nachrichtensammlung «Wickiana» aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, Zentralbibliothek Zürich, Ms. F17, f. 268v und Ms. F12, f. 254r)

zes Männlein» habe ihn dazu angehalten, die Kinder umzubringen und dann sich selbst zu erhängen. Diese Erklärung wird nicht weiter diskutiert, sondern es wird nur noch berichtet, dass der Mann der gerechten Strafe zugeführt worden sei. Der Berichterstatter fügt noch zwei weitere Strophen an, in denen er die frommen Christen auffordert, zu Gott zu beten und Gott und die Obrigkeit zu lieben. Doch damit nicht genug: Es wird noch ein geistliches Lied angefügt, in dem Christus gebeten wird, den armen Menschen auf dem schmalen Weg zum Himmel beizustehen.

Mord und religiöse Erbauung Der Mord wird also in den Dienst der religiösen Erbauung gestellt. Ist der Mörder noch jung wie im Fall des Christen Langenegger von Trub, der einen Mann und seine Tochter 1679 in Worb umgebracht hat, bietet sich eine Ermahnung der Eltern an, die der Erzählung des Mords angehängt wird: «Von der Ruthen-Straff und Kinder-Zucht / welches anzeigen thut / wie getreue Eltern ihre lieben Kinder under der Ruthen auferziehen sollen / damit sie Gott und frommen Leuten gefallen». Zum Schluss seien noch zwei Fälle aus der Region Basel genannt. Am 25. Februar 1680 wurde in Basel Margaretha Bürstin aus Zeiningen verbrannt, weil sie nicht weniger als vier Ehemänner und vier Stiefkinder vergiftete, wobei sie sich wie andere Mörder auch auf einen Teufelspakt berief. «Durch Gottes Fürsehung», die darin bestand, dass Hühner vergiftetes Essen frassen und daran starben, kam das Verbrechen an den Tag. Die zum Tode verurteilte Mörderin zeigte selbst auf dem Richtplatz keine Reue. Der Verfasser enthält sich eines eigentlichen Kommentars, er schliesst nur mit einer Anrufung Gottes, ihn und seine Zuhörer vor «solchem Jammer und Herzleid» zu bewahren.

Noch mitten in der Aufklärung findet man eine solche Interpretation des Verbrechens. Am 24. Februar 1759 wurde Anna Hauswirt aus Riehen enthauptet, weil sie ihre ganze «Haushaltung» – also nicht nur die Familienangehörigen, sondern auch die Näherin und mehrere Mägde – vergiftet hatte. Zu diesem Anlass publizierte Pfarrer Hans Jacob Wagner «Zufällige Gedanken», die er, wie er schreibt, «zum Schrecken und Warnung aller Gottlosen» drucken liess. Die Schuld an den Verbrechen wird wieder dem Teufel zugeschrieben, vor dem der Pfarrer nun die Eltern, Eheleute, das Gesinde und schliesslich überhaupt alle warnt und sie auffordert, sich zu einem gottgefälligen Leben zu bekehren. Wir begegnen hier einer Schicht moralischer Vorstellungen, die man nicht vorschnell als volkstümlich oder veraltet abtun sollte, wenn man bedenkt, mit welcher Rhetorik der US-amerikanische Präsident das so genannte Böse bekämpft. ■

Prof. Rosmarie Zeller ist Titularprofessorin für Neuere deutsche Literaturgeschichte am Deutschen Seminar der Universität Basel.



Dr. Jürg Niederhauser ist Sprachwissenschaftler mit journalistischem Einschlag. Er hat in Bern und Hamburg studiert (Germanistische Linguistik und Physik) und befasst sich unter anderem mit Darstellungsformen von Wissenschaften und der Popularisierung von Wissenschaft. Seit Oktober 2000 ist er als Oberassistent für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Basel tätig.

Wissenschaftliche Autoren

«Was ist ein wissenschaftlicher Autor? Antwort: Eine Kreuzung einer Mimose mit einem Stachelschwein.» Diese Charakterisierung stammt aus einem Brief, den Arnold Berliner, der Gründer und langjährige Redaktor der Zeitschrift «Die Naturwissenschaften», seinem Freund Albert Einstein schrieb. Die Zeitschrift, 1913 als deutsches Gegenstück zur englischen «Nature» gegründet, war in den Zwanziger- und in der ersten Hälfte der Dreissigerjahre ein international führendes wissenschaftliches Magazin. So sind darin etwa wichtige Kontroversen im Zusammenhang mit der Entwicklung der modernen Physik ausgetragen worden. Berliner hatte durch seine Tätigkeit mit vielen, gerade auch führenden Wissenschaftlern aus verschiedensten Gebieten zu tun; er wusste also, wovon er sprach.

Die Frage, was ein wissenschaftlicher Autor sei, würden wir wohl in der Regel auf eine einfachere Weise beantworten: Ein wissenschaftlicher Autor, eine wissenschaftliche Autorin ist jemand, der oder die wissenschaftliche Artikel und Bücher geschrieben hat. Allenfalls würden wir die Aussage noch präzisieren durch den Hinweis, dass ein wissenschaftlicher Autor jemand ist, der am Schreiben oder an der Entstehung einer wissenschaftlichen Publikation beteiligt ist. Viele wissenschaftliche Artikel werden ja in Ko-Autorschaft verfasst. Ko-Autorschaften waren zunächst in den experimentellen Wissenschaften üblich, schliesslich gilt es dort, die Beteiligung verschiedener Personen am Zustandekommen eines Resultates zu würdigen. Mittlerweile ist es in den meisten Wissenschaften immer verbreiteter, dass mehrere Leute als Autoren eines Artikels zeichnen. So wird bei einem Blick auf die Geschichte einer schweizerischen linguistischen Zeitschrift ersichtlich, dass im Laufe der letzten Jahre die Zahl der Autoren pro Artikel zugenommen hat.

Gelegentlich zeigen sich im wissenschaftlichen Publikationsbetrieb auch Erscheinungen, welche die landläufigen Vorstellungen von Autorschaft doch eher strapazieren. Ein Artikel über Plasmaphysik und Fusionsenergie wurde vom «corresponding author» und 245 Mitautoren unterzeichnet; ein Beitrag in der «Physical Review» von 1987 führt 108 Autoren von 14 verschiedenen Universitäten an; in einer Zeitschrift findet sich ein Artikel mit 193 Autoren von 20 Forschungsinstitutionen. Bei all den erwähnten Fällen handelt es sich um Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften mit Peer-Review.

Einer der Gründe für Mehrfach-Autorschaft ist der, dass in stark hierarchisch organisierten Bereichen wie der Medizin Gruppen-, Abteilungs- und Klinikleiter in der Regel als Mitautoren eines Artikels genannt werden. Dieser Auto-

matismus wird denn auch ins Feld geführt, wenn es darum ginge, Verantwortung für einen Artikel zu übernehmen. In einem grossen, 1997 aufgefliegenen Betrugsskandal in der deutschen Krebsforschung lehnten etwa renommierte Wissenschaftler, die als Autoren mit aufgeführt waren, jede Verantwortung für den Inhalt des betreffenden Artikels ab. Ihre Begründung: Sie hätten den Beitrag, als dessen Mitautoren sie genannt waren, nicht einmal gelesen. Andererseits spielt die Berufung auf diesen Automatismus keine Rolle, wenn bei einem Gastvortrag die 350 oder 470 Publikationen des betreffenden Wissenschaftlers hervorgehoben werden.

Der Publikationsdruck in den Wissenschaften scheint auch virtuelle Autor-schaften zu befördern. Ein amerikanischer Mediziner hat, nachdem er als Mitglied einer Kommission in zwei Fällen zufällig auf Falschangaben aufmerksam geworden war, systematisch die Literaturangaben bei Bewerbungen für Forschungsprogramme im Bereich der inneren Medizin überprüft. Dabei ist er in 30 Prozent der Fälle auf Falschangaben gestossen. Und zwar wurden nicht nur nichtexistierende Artikel aus verschiedenen Zeitschriften angegeben, sondern es wurden in einzelnen Publikationslisten sogar Artikel in nichtexistierenden Zeitschriften angeführt. Allerdings ist dies eine Praxis, die nur bei unaufmerksamen Bewerbungskommissionen funktionieren kann.

So bedenklich solche Fälle sind, so können doch in bestimmten Fällen erfundene wissenschaftliche Artikel und Autoren höchst vergnüglich sein. Etwa im Literaturverzeichnis von «Cantatrix sopranica», einer Wissenschaftsparodie des französischen Autors Georges Perec. Wir finden darin nicht nur das Standardwerk «Singing in the Brain» von Donen, S. & Kelly G. (Los Angeles M.G.M. Inc. Press 1956) verzeichnet, sondern entdecken auch wissenschaftliche Autoren wie Alka-Seltzer, L.; Pericoloso, O. & Sporgersi, I.; Timeo, W., Danaos, I. & Dona-Ferentes oder Wait, H. & See, C.

Jürg Niederhauser

Publish or perish: Beim Stichwort Wissenschaft denken die meisten zu-nächstmal an Labor, Experimente und Computersimulationen. Wissenschaft ist aber in erster Linie eine publizisti-sche Veranstaltung. Ziel der Kolumne Publish or perish ist es, einen linguis-tisch infizierten Seitenblick auf den Wissenschaftsbetrieb zu werfen.

Ein Archäologe des Mittelalters

Reto Marti

Werner Meyer ist Historiker und Archäologe. Als Pionier einer modernen Mittelalter-Archäologie hat er es geschafft, traditionelle Themen der Mediävistik um ganz wesentlich neue Erkenntnisse zu erweitern.

Gemustertes Hemd, Ledergilet, um den Hals ein Steinanhänger, dazu ein verschmitztes Lächeln – sieht so ein Professor aus?

Werner Meyer, Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel, ist in dieser Hinsicht Überzeugungstäter. Und seine Erscheinung ist Programm. Eigenständigkeit und Unabhängigkeit gehen ihm über alles.

Auch als Historiker sucht Werner Meyer gern eigene Wege. Besonders wichtig ist ihm ein möglichst ganzheitlicher Blickwinkel. Dabei hat er nicht bloss die verschiedenen Kategorien von Schriftquellen im Blickfeld, sondern auch die Informationen aus so genannten Nachbarwissenschaften: aus der Erforschung von Bildern und Sachquellen – Bauten, Geräten, Waffen oder Trachten –, aus der volkstümlichen Überlieferung mit ihren Sagen, Sitten und Bräuchen, vor allem aber der Archäologie, die durch Ausgrabungen und Bauuntersuchungen eine stetig wachsende Fülle an Informationen liefert. Das Bohren in Einzelfragen liegt ihm nicht. Klar: Detailforschung müsse sein, aber bitte immer unter dem Gesichtspunkt der Ganzheitlichkeit.

Mythen hinterfragen Ein grosses Anliegen ist Meyer auch das Verständnis der Geschichte aus der Mentalität der damaligen Menschen heraus. Dass man heutige Vorstellungen auf vergangene Zeiten zurückprojiziert, ist eine Realität, um die man nicht herum kommt, die selber auch schon ein Teil der Geschichtsforschung geworden ist. «Man muss aber wissen, wozu es dient», mahnt Meyer. Die schwülstigen Schlachtenfeiern des 19. Jahrhunderts beispielsweise seien zwar wichtig für das Ver-

ständnis der Zeit, zur Klärung historischer Ereignisse trügen sie aber nichts bei. Gerade die Hinterfragung solcher Mythen ist ihm wichtig. In öffentlichen Stellungnahmen hat sich Meyer wiederholt exponiert, etwa im Zusammenhang mit der 700-Jahr-Feier zur Gründung der Eidgenossenschaft. Dies habe ihm auch schon «Todesdrohungen und solch lächerliche Sachen» eingetragen.

Meyer geht es nicht darum, den Leuten vermeintliche historische Wahrheiten um die Ohren zu schlagen. Da ist er sich der Zeitgebundenheit jeder Geschichtsforschung zu bewusst. Bedenklich scheint ihm aber, wenn eigene Wunsch- und Wahnvorstellungen in die Vergangenheit projiziert würden, um sie damit gewissermassen zu legitimieren und daraus wieder politische Forderungen, Bedürfnisse und Verpflichtungen abzuleiten. Solches sei in der heutigen Politik weit verbreitet, sagt er: «Und da verlangt es die Loyalität des Historikers gegenüber Staat und Gesellschaft, kritisch zu sein.» Auch die Lehrerfortbildung liegt ihm deshalb am Herzen: Nur an den Schulen könne man die Kinder immun machen gegen solchen «Blödsinn».

Ein Modernisierer Berühmt geworden ist Meyer als «Burgen-Meyer» – als Ausgräber von Burgruinen und Spezialist für Burgenbau und ritterliche Adelskultur. Als eigentlicher Autodidakt begann er mit kleinen Burgeninventaren in der Region, schliesslich mit dem Rüstzeug eines Ur- und Frühgeschichtlers im Rücken. Das Fach Mittelalter-Archäologie – heute aus dem Bildungsgang der Archäologie nicht mehr wegzudenken – gab es damals noch nicht.

In Szene setzte sich der kaum 20-jährige angehende Burgenforscher mit dem Beitrag in einem Neujahrsblatt. Geschrieben in jugendlichem Überschwang, unbefangen und frech, wie Meyer



Prof. Werner Meyer, geboren 1937, wurde 1970 der erste Dozent für Mittelalter-Archäologie in Basel, zuerst im Extraordinariat, seit 1995 als Ordinarius; er wird im Frühjahr 2003 emeritiert. Als «Burgen-Meyer» ist er weit über das universitäre Umfeld hinaus bekannt. Seine Popularität verdankt er zwar der Erforschung mittelalterlicher Burgen und ihrer Bewohner. Daneben verfasste er aber zahlreiche, nicht minder wichtige Arbeiten zur mittelalterlichen Mentalitäts- und Kulturgeschichte, zu den Anfängen innerschweizerischer Alpwirtschaft oder zum alteidgenössischen Söldnerwesen und Kriegertum (Bild: Andreas Zimmermann).

heute findet, kamen in dem Artikel einige gewichtige Burgenforscher an die Kasse, etwa der damalige Präsident des Schweizerischen Burgenvereins, «ein Feind jeglicher Archäologie», oder auch ein Lokalforscher, dessen Lebenswerk er schlicht als «burgenkundliche Katastrophe» bezeichnete. Meyer hatte die Zeichen der Zeit erkannt, hatte eingesehen, dass die Mittelalter-Archäologie einer grundsätzlichen Modernisierung bedurfte. Wie so etwas aussehen könnte, demonstrierte er 1965 mit seiner Dissertation über die Löwenburg im Berner Jura, wo er das Studium der Schriftquellen eng mit den Erkenntnissen der Archäologie verband. Der Erfolg gab ihm Recht: Wenn die Schweiz heute in der Burgenforschung als wegbereitend und europaweit Massstäbe setzend wahrgenommen wird, so ist das wesentlich ein Verdienst der Basler Mittelalter-Archäologie und des Wir-

kens Meyers, der 1972 auch das Präsidium des Schweizerischen Burgenvereins übernahm und diesen mit einer eigenen Publikationsreihe zu internationalem Ansehen brachte.

Grabung in Alpsiedlungen In den Alpen fand Meyer einen weiteren Forschungsschwerpunkt – zufällig und ohne sein Mittun, wie er betont. Da sind im Glarnerland, in über 1600 Metern Höhe, Metallobjekte gefunden worden, die über mancherlei Umwege schliesslich auf seinem Pult landeten. Die anschließende Grabung 1971 in der verlassenen mittelalterlichen Alpsiedlung «Bergeten» ob Braunwald sei dann zum «absoluten Knüller» geworden, sagt der Forscher. Sie initiierte ein Forschungsprogramm, das bis heute andauert und eine Fülle wichtiger Erkenntnisse zur mittelalterlichen Erschliessung hochalpiner Zonen erbrachte. Völlig neue Siedlungsformen wurden aufgedeckt, zum Teil Jahrhunderte älter als das Einsetzen erster Schriftquellen – winzige, einräumige Alphüttchen, die als Unterkunft, Speicher und Ställe gedient hatten.

Mit der heutigen Situation der Archäologie in der Schweiz bekundet Meyer etwas Mühe. Er registriert eine gewisse Resignation und beklagt den fehlenden Mut zu grösseren Forschungsgrabungen, und dies, obwohl die Archäologie in der Öffentlichkeit auf grosses Interesse stösst. Geldmangel? Kaum! «Die Kosten für die – gewiss nicht billigen – Ausgrabungen an der Basler Nordtangente entsprechen den Ausgaben, die für den Bau von etwa 5 Millimetern Autobahn anfallen!» Nein, nicht Finanzknappheit könne der Grund sein, eher schon mangelndes kulturpolitisches Interesse, sagt Meyer. Für ihn wäre deshalb eine offensivere Haltung der Archäologie wichtig. Nötig seien aber auch gewisse Korrekturen in der Öffentlichkeitsarbeit. Zuweilen hat er den Eindruck, die Archäologen hätten sich selber zum Finden von Sensationen verpflichtet – «Sensationen», die dann aber von Laien nicht nachvollzogen werden können. Man müsse sachlicher werden, nüchterner, aber glaubwürdiger, sonst liefe man Gefahr, in der Öffentlichkeit als Sonderlinge und Spinner angesehen zu werden. ■

Dr. Reto Marti ist stellvertretender Kantonsarchäologe in Liestal. Zum 65. Geburtstag von Prof. Werner Meyer ist im Juni 2002 die Festschrift «Wider das finstere Mittelalter» erschienen.

Wie sich Pflanzen wehren können

Michael Grafschmidt

Die Gruppe des Basler Botanikers Thomas Boller erforscht die Strategien von Pflanzen, wie sie sich gegen schädliche Bakterien wappnen. Dabei hat sie eine erstaunliche Entdeckung gemacht.

Eher zufällig hatte Thomas Boller vor einigen Jahren angefangen, sich mit Bakterien zu beschäftigen. Doch was hat ein Pflanzenphysiologe mit Bakterien zu tun? Nun, Bakterien geisseln nicht nur Menschen, auch Pflanzen leiden mitunter kräftig unter ihnen. Und wie die Tiere haben auch Pflanzen Strategien entwickelt, um solche Schadenserreger abzuwehren.

Bei Tieren sind zweierlei Reaktionsmechanismen auf Bakterien und andere Erreger bekannt: die «adaptive immunity», die erlernte Immunreaktion, und die «innate immunity», die angeborene Immunreaktion. Man entdeckte molekulare Muster an pathogenen Erregern, so genannte PAMPs, die von bestimmten Rezeptoren erkannt werden können. Nach der Erkennung wird ein Abwehrprozess durch die «innate immunity» in Gang gesetzt.

Links gesunde und rechts kranke Exemplare der Schotenkresse (*Arabidopsis thaliana*): Dieser unscheinbare Winzling ist in den letzten Jahren zur wichtigsten Modellpflanze in der Biologie geworden. Aufgrund einer molekulargenetischen Studie bei dieser Pflanze hat die Arbeitsgruppe von Thomas Boller den Rezeptor für Flagellin entdeckt (Bild: Barbara Thürig).

Sinn für Flagellin Bei Pflanzen existiert eine ähnliche Strategie. Und hier beginnt die Geschichte mit dem Flagellin. Flagellin ist der Grundbaustein der Geisseln, mit deren Hilfe sich Bakterien fortbewegen. Jürg Felix und weitere Mitarbeitende der Gruppe von Thomas Boller am Friedrich-Miescher-Institut (FMI) haben kürzlich entdeckt, dass Pflanzen einen hoch empfindlichen chemischen Sinn für Flagellin haben – beziehungsweise für sein molekulares Muster. Das Erkennen von Flagellin durch die Rezeptoren in der Pflanze löst eine Abwehrreaktion aus wie zum Beispiel die Produktion von reaktivem Sauerstoff oder von Ethylen. Deshalb heissen Substanzen wie Flagellin auch Elicitoren.

Allgemein betrachtet sind Elicitoren typische Oberflächenmoleküle von Mikroorganismen, für die spezielle Rezeptoren existieren. Das wiedererkennbare «Muster» (PAMP) von beweglichen Bakterien ist das flg22-Peptid an einem Ende des Flagellinmoleküls. Lourdes Gómez-Gómez von Bollers Arbeitsgruppe am FMI identifizierte den dazugehörigen Rezeptor – zumindest einen Teil davon – in der Pflanze. Er nennt sich FLS2, ist ein Enzym und wird durch das Gen FLS2 codiert.



Denn es könnten auch noch andere Teile an der Erkennung des Flagellins beteiligt sein. Das Gen FLS2 ist in Wurzeln, im Stängel, in Blättern und in Blüten zu finden und wird auch dort exprimiert. Gómez-Gómez, derzeit am Instituto de Desarrollo Regional der Universität Albacete in Spanien, und Boller fanden auch heraus, dass das Gen FLS2 bei einer Verwundung der Pflanze vermehrt exprimiert wird. Die Pflanze wappnet sich vorsorglich, da durch die Wundstelle natürlich viel leichter Bakterien eindringen könnten.

Mit der Entdeckung des Elicitors Flagellin und mit der Aufklärung des Signalwegs der Flagellin-Wahrnehmung, die erst im Februar 2002, zusammen mit Arbeitsgruppen in Massachusetts und Spanien, in der Fachzeitschrift «Nature» publiziert wurde, gelang es der Arbeitsgruppe von Boller, das bei Tieren und Menschen entwickelte Konzept der «innate immunity» auf Pflanzen zu übertragen.

Nützliche Bakterien Nicht alle Bakterien sind jedoch Schadenserreger. In Bohnen und anderen Arten der Familie der Fabaceen gibt es zum Beispiel die nützlichen Knöllchenbakterien der Gattung Rhizobium. Sie sorgen dafür, dass Bohnen molekularen Stickstoff aus der Luft fixieren können. Warum werden sie nicht als Schädlinge erkannt? Das Flagellin dieser Bakterien setzt sich anders zusammen und stimuliert das «Flagellin-Wahrnehmungssystem» nicht. Dasselbe gilt übrigens auch für das bekannte Bakterium *Agrobacterium tumefaciens*, das zwar Pflanzen schädigt – es verursacht Tumoren –, aber dennoch ungehindert Zugang in die Pflanze findet. Boller fragt sich, ob dies möglicherweise eine Koevolution pflanzenassoziierter Bakterien darstellt, um die «innate immunity» von Pflanzen zu überlisten.

Wie sieht es mit anderen Schädlingen aus? Nicht nur Bakterien, auch Pilze können eine Gefahr darstellen. Bollers Arbeitsgruppen am Botanischen Institut und am FMI bearbeiten unter anderem dieses Thema, und hier spricht man mittlerweile von Fungal Associated Molecular Patterns, so genannten FAMPs in Analogie zu den PAMPs. Es lassen sich also auch bei Pilzen Muster (FAMPs) finden, die von speziellen Rezeptoren der Pflanzen erkannt werden können. Wie können FAMPs mithel-

Kooperation mit Zürich Vor kurzem ist das «Zurich-Basel Plant Science Center» (PSC) aus der Taufe gehoben worden. Es vereinigt die Forschenden der Pflanzenwissenschaften der Universitäten Basel und Zürich sowie der ETH Zürich zu einem Netzwerk mit dem Ziel, die Lehre und Forschung in dieser Disziplin zu koordinieren und zu fördern. Zurzeit im Entstehen ist ein gemeinsames Ausbildungsprogramm für Doktorierende. Ein wichtiges Element dieses Programms ist die Ringvorlesung

«Spektrum der Pflanzenwissenschaften», die im Wintersemester 2002/2003 beginnt und gleichzeitig in Basel und Zürich stattfindet – mit jeweils zwei Dozierenden, die dank des Videokonferenzsystems «Telepoly» zwischen den Städten «live» übertragen werden und so auf Distanz gemeinsam unterrichten, debattieren und diskutieren können. Das Graduiertenprogramm wird durch einen jährlichen Beitrag der Firma Syngenta von 350'000 Franken für Dissertationsprojekte unterstützt.

fen, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden? Pflanzen werden durch Pilze ja nicht nur bedroht, sie leben fast immer in Symbiose mit Mykorrhiza-Pilzen, die für die Nährstoffaufnahme aus dem Boden entscheidend sind.

Flagellin für Pflanzenschutz? Zurück zum Flagellin: Manch einer mag jetzt vielleicht Flagellin für den Pflanzenschutz entdecken, zum Beispiel als Wirksubstanz in Spritzmitteln. Zweierlei spricht dagegen: Zum einen ist bekannt, dass Flagellin in Pflanzen auch als Wachstumshemmer wirkt. Dies wäre eindeutig nicht erwünscht. Zum anderen würde durch die Daueraktivierung der Abwehrmechanismen auch den symbiotisch mit Pflanzen lebenden Bakterien und Pilzen das Leben erschwert. Auch da wäre der Schaden grösser als der Nutzen.

Dennoch mag es eine Möglichkeit geben, die neuen Erkenntnisse zu nutzen. Als Grundlagenforscher interessiert sich Boller dafür, wie ein Rezeptor funktioniert, wie Gene reguliert werden und welche Veränderungen dadurch möglich sein könnten. Ein Denkansatz könnte sein, Pflanzen empfindlicher zu machen, sodass ihre eigene Abwehr schneller und effizienter zuschlagen kann.

Michael Graftschmidt ist Wissenschaftsjournalist aus Freiburg/Br.

«Grosse Männer» des alten Rom

Thomas Späth

Auf welche Art ist die männliche Prominenz des alten Rom gedeutet, konstruiert und immer wieder neu «erfunden» worden? Diese Frage stellten sich Basler Althistoriker zusammen mit Kollegen und Kolleginnen aus Frankreich.

Coriolan, Camillus, Regulus – die «Helden» der römischen Geschichte prägen auch heute noch das Bild der Antike, und sie prägten es seit Jahrhunderten. Doch interessierten sich Maler, Moralisten und Berater von Fürsten der Neuzeit tatsächlich für diese Männer oder eher für die Werte, die sie verkörperten? In der römischen Kultur übernahmen die Heldengestalten die Funktion, die grundlegenden politisch-gesellschaftlichen Werte darzustellen. Die römischen Eliten projizierten ihre Moralvorstellungen auf Einzelpersonen der Vergangenheit. Wie wurden diese Helden in Erzählungen konstruiert? Wie konnten die immer gleichen Figuren die Werte einer sich radikal verändernden Gesellschaft von der römischen Frühzeit bis in die christliche Spätantike repräsentieren? Und wie ist das soziale Gedächtnis dieser Kultur strukturiert, das Tugenden nicht abstrakt, sondern immer personifiziert erinnert? Mit diesen Fragen setzte sich ein französisch-schweizerisches Forschungsprojekt auseinander.

Zwei Forschungstraditionen, ein Projekt Ein grauer Tag im November 1996. Zwei Althistoriker aus Basel und zehn PhilologInnen und AlthistorikerInnen aus Strassburg und Mulhouse treffen sich in der riesigen *salle du conseil* des Campus von Mulhouse. Einige der französischen KollegInnen haben ein gemeinsames Forschungsprojekt über die Bedeutungen von *Exemplarität* im Werk des Valerius Maximus abgeschlossen, eines römischen Autors um die Zeitenwende. Sie

bringen die Erfahrung kollektiver Forschungsprozesse mit. Und die zwei Forscher aus Basel setzen sich mit antiker Geschichtsschreibung und Biografie auseinander, in der bei uns üblichen einsamen Arbeit am Schreibtisch. Die Gruppe beschliesst, die beiden Forschungstraditionen zusammenzuführen: Das Projekt «L'invention des grands hommes de la Rome antique – Die Konstruktion der Grossen Männer Altroms» ist lanciert.

Während drei Jahren traf sich die Gruppe in halbjährlichem Rhythmus in Basel, Strassburg und Mulhouse, um gemeinsame Fragestellungen zu entwickeln, die Forschungen der Beteiligten zu diskutieren und die Ergebnisse schliesslich im Herbst 1999 einem internationalen Kolloquium vorzulegen. Ende 2001 wurden die Ergebnisse dieses Forschungsprozesses publiziert – des ersten Projekts im grenzüberschreitenden regionalen Rahmen des Collegium Beatus Rhenanus.

Collegium Beatus Rhenanus Deutschland, Frankreich und der Schweiz sowie die Weiterbildung auf Postgraduierten-Niveau fördern. Derzeit arbeiten rund 20 PhilologInnen und AlthistorikerInnen in einem kollektiven, auf vier Jahre angelegten Forschungsprojekt über die komplexen Fragen der Beziehungen zwischen griechischer und römischer Kultur am Beispiel des Bilds von Rom bei den griechischen Schriftstellern der frühen Kaiserzeit.

Eines der Wandgemälde der *Sala dell'Udienza* des *Collegio del Cambio* in Perugia, zugeschrieben Pietro Perugino und seiner Werkstatt (Ende 15. Jh.), welche die vier Kardinaltugenden zeigen, verkörpert durch exemplarische Männer der griechisch-römischen Antike. Im Bild: Unter den Allegorien der Weisheit und der Gerechtigkeit Fabius Maximus, Sokrates, Numa Pompilius, Camillus, Pittakos und Trajan (von links). Auf einem zweiten Wandbild illustrieren andere Männer der Antike die Tapferkeit und die Besonnenheit, auf einem weiteren ist Cato als Sinnbild aller Tugenden den übrigen «grossen Männern» vorangestellt. (Bild aus: Elvio Lunghi, *Il Collegio del Cambio a Perugia*, Assisi 1996)



Personifizierte Werte Die Heldengeschichten aus der Zeit der römischen Republik wurden von Shakespeare oder Corneille zu Theaterstoff verarbeitet und von den gebildeten Schichten Europas in Form der Parallelbiografien Plutarchs gelesen; bei Schiller gibt Karl Moor (*Die Räuber*, 1. Akt, 2. Szene) seinem Ärger Ausdruck mit «Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von grossen Menschen», und Nietzsche ruft seine LeserInnen auf: «Sättigt eure Seelen an Plutarch und wagt es, an euch selbst zu glauben, indem ihr an seine Helden glaubt» (Zweite Unzeitgemässe Betrachtung). Doch diese Helden trafen seit der Aufklärung auf harsche Kritik: Voltaire beschuldigte seine Zeitgenossen, die «contes si peu avérés» der Antike abzuschreiben (*Le pyrrhonisme de l'histoire* [...], 1768), und Theodor Mommsen bezeichnete eine Figur wie Camillus als «verlogenste aller römischen Legenden» (*Römisches Strafrecht*, Leipzig, 1899, 1018 A. 2). Die MitarbeiterInnen des Forschungsprojekts teilten durchaus die Einschätzung Mommsens, aber mit umgekehrten Vorzeichen: Während der deutsche Gelehrte eine «Legende» – umso

mehr, wenn sie «verlogen» ist – als nicht «geschichtswürdig» betrachtet, wandte sich das Projekt gerade den «grossen Männern» als Erfindungen zu, weil die vermeintlichen «Lügen» Auskunft darüber geben, wie eine Gesellschaft kollektive Identität in der Konstruktion ihrer Vergangenheit gewinnt. Untersucht wurden deshalb zum einen die Werte, die in den Figuren eines Coriolan, Camillus, Regulus, Curius, Fabricius und anderer personifiziert wurden, zum andern der politisch-soziale Kontext, in dem sich diese Erfindung von Figuren situierte. Dies führte zur Frage nach den Formen literarischer, rhetorischer oder mündlicher Überlieferung und nach der Bedeutung dieser «Überlieferungsgefässe» oder Gattungen für die Herausbildung der Figuren.

Tradition als Wandel des Gleichen Auf die «grossen Männer» griff Cicero in seinen Reden zurück, genauso Augustin in seinen Lehrschriften, und sie wurden von Pietro Perugino auf die Wände der Börse von Perugia gemalt (siehe Bild) – an die synchronische Fragestellung nach der «Erfindung» knüpfte sich die Problematik der Diachronie einer jahrtausend-

dealten Tradierung. In der römischen Kultur etablierte sich eine gleichsam kanonische Version der «grossen Männer», doch diese Tradition konnte sich, wie die Untersuchungen zeigten, nur in einer konstanten Transformation der Bedeutungen erhalten. Die Helden der Vergangenheit erweisen sich als Signifikanten, die in jeder Epoche mit veränderten Werten konnotiert wurden – der gleiche Name steht auf dem Augustus-Forum oder in der Römischen Geschichte des Livius für die militärischen Qualitäten eines grossen Feldherrn, knappe vier Jahrhunderte später verweist er auf den Patriotismus eines hervorragenden Bürgers, der trotz ungerechter Behandlung durch die Mitbürger zu seinem Vaterland steht, und nochmals einige 100 Jahre danach erinnert er an ein Ideal von Frömmigkeit und Gerechtigkeit.

Erforschte Forschung Die französisch-schweizerische Forschungsgruppe zur «Konstruktion der grossen Männer Altroms» war ihrerseits Gegenstand von Forschungsarbeiten eines Nationalfonds-Projekts unter Leitung von Lorenza Mondada vom Romanischen Seminar der Universität Basel («La construction interactive du discours scientifique en contexte plurilingue»). Verschiedene Gruppen wurden über ein oder mehrere Jahre ethnografisch beobachtet. Auch die Diskussionen (die zweisprachig, jeder in seiner Muttersprache, geführt wurden) und Vorbereitungsarbeiten der Treffen und des Schlusskolloquiums des hier präsentierten Projekts wurden aufgezeichnet, gesammelt, transkribiert und ausgewertet – um die Prozesse kollektiver Erarbeitung

von Objekten des Wissens zu erfassen. Das Projekt geht von der Annahme aus, dass wissenschaftliche Kenntnisse *Wissensobjekte* sind, die erst aus den Diskurspraktiken des gemeinsamen Austauschs und Gesprächs hervorgehen und sich im Laufe dieses Prozesses stabilisieren oder aber in Frage gestellt werden, sich allmählich anreichern und präzisieren, verändern oder auch verschwinden können. In linguistisch-interaktioneller und sozialanthropologischer Perspektive öffnen diese Untersuchungen eine Reflexion über die Beziehung zwischen den Debatten im Lauf der kollektiven Forschungsarbeiten und den Ergebnissen des Projekts, und sie zeigen die Erkenntnisse über die «grossen Männer» der römischen Kultur im Prozess ihrer eigenen Konstruktion.

Soziales Gedächtnis Die Untersuchung der *Erfindung* der «grossen Männer» öffnete damit auch eine neue Perspektive auf ihre *Konstruktion* – im Sinne einer komplexen Konstituierung aus verschiedensten Elementen einerseits, auf ihre Einordnung in ein gesamtes System von Denk- und Handlungsweisen andererseits. Denn selbstverständlich werden Helden nicht aus dem Nichts erfunden: Es gibt legendäre Gestalten in Volksliedern und Legenden, es gibt aber auch Ereignisse und Institutionen, deren Ursprung mit bestimmten Gestalten verbunden werden, und insbesondere muss mit der Macht einer – zunächst sicher mündlichen, dann aber auch schriftlich festgelegten – Tradition gerechnet werden, welche die Erfindung «grossen Männer» in einen bestimmten Rahmen stellte. Diese gesellschaftliche Macht ist jene eines permanent aktualisierten *sozialen Gedächtnisses*, das in politischen und Gerichtsreden, in Statuen, Inschriften und Geschichtserzählungen immer wieder neu geschaffen und verändert wurde.

Damit führte das französisch-schweizerische Projekt von einer Untersuchung der Erfindung und Konstruktion der römischen Helden zu Erkenntnissen über die Modalitäten, wie in der römischen Kultur Vergangenheit als gesellschaftliche Selbstvergewisserung und Legitimation der Gegenwart Bedeutung erlangte: Ergebnisse, die als kontrastierende Folie zur Reflexion über den Umgang mit Vergangenheit in der Gegenwart einladen. ■

Dr. Thomas Späth ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent am Seminar für Alte Geschichte der Universität Basel. Zusammen mit Marianne Coudry ist er Herausgeber der Publikation «L'invention des grands hommes de la Rome antique – Die Konstruktion der Grossen Männer Altroms», Paris 2001.

Nachwuchsforscher über ihre Arbeit

Manfred Heinlein, Roger Schneiter, Markus Meuwly

Von der Kommunikation zwischen Pflanzenzellen, dem Aufbau einer Zellmembran und computersimulierten Makromolekülen: Die drei neuen SNF-Förderungsprofessoren an der Universität Basel berichten über ihre Arbeit.

Dr. Manfred Heinlein (*1961) wird seine Forschungen am Botanischen Institut auf die Kommunikation zwischen Zellen und Organen der Pflanzen ausrichten. Obwohl Pflanzenzellen gegeneinander durch Zellwände abgegrenzt sind, stehen sie mittels cytoplasmatischer Kanäle, den Plasmodesmen, in ständigem Kontakt. Das System dieser Zellwandkanäle bildet zusammen mit den Siebröhren im Phloem der Leitgewebe die strukturelle Grundlage für ein Kommunikations-Netzwerk, mit dem Pflanzen die Aktivitäten ihrer Zellen koordinieren können. Die interzelluläre Kommunikation ist nicht nur für die Entwicklung und Integration des Pflanzenorganismus von zentraler Bedeutung – sie versetzt die Pflanze auch in die Lage, in allen ihren Teilen auf Umwelteinflüsse zu reagieren.

Anders als Menschen oder Tiere sind Pflanzen den Umwelteinflüssen auf Gedeih und Verderb ausgesetzt. Um zu überleben, müssen sie also angepasst sein. Tatsächlich weiss man, dass Pflanzen auf lokale Einwirkungen auf ein Blatt – zum Beispiel durch Insekten, Viren oder starkes Licht – systemisch, das heisst in allen Pflanzenteilen, reagieren können. Wird etwa ein Blatt lokal mit starkem Licht bestrahlt, erfolgt eine spezifische Aktivierung von Genen, die dem dadurch verursachten oxidativen Stress entgegenwirken. Dabei werden diese Gene nicht nur in Zellen aktiviert, die dem starken Licht ausgesetzt waren, sondern auch in Zellen anderer Organe, die von dieser Einwirkung verschont geblieben sind. Eine weitere Form einer systemischen

Reaktion ist das «gene silencing», das sich weniger durch die spezifische Aktivierung von Genen als durch die systemische Degradation von spezifischen Gen-Transkripten auszeichnet. Diese und andere Erkenntnisse deuten auf eine Rolle der Ribonukleinsäure (RNA) als interzellulärer Botenstoff für genspezifische Informationen. Mit Hilfe von RNA-Viren wird daher versucht, einen Einblick in den zellulären Mechanismus des RNA-Transports zu gewinnen.

Zellmembranen Ebenfalls am Botanischen Institut wird Dr. Roger Schneiter (*1962) seine Arbeit aufnehmen. Sein Projekt behandelt die Frage, wie Zellmembranen aufgebaut werden. Membranen ermöglichen die Bildung von Zellen als der kleinsten lebenden Einheit. Wachstum, Teilung, der Austausch von Stoffen mit der Umgebung und die Kommunikation mit anderen Zellen wird erst durch Membranen und die darin enthaltenen Proteine ermöglicht. Zellmembranen sind daher für das Leben von entscheidender Bedeutung. Trotz ihrer unter-

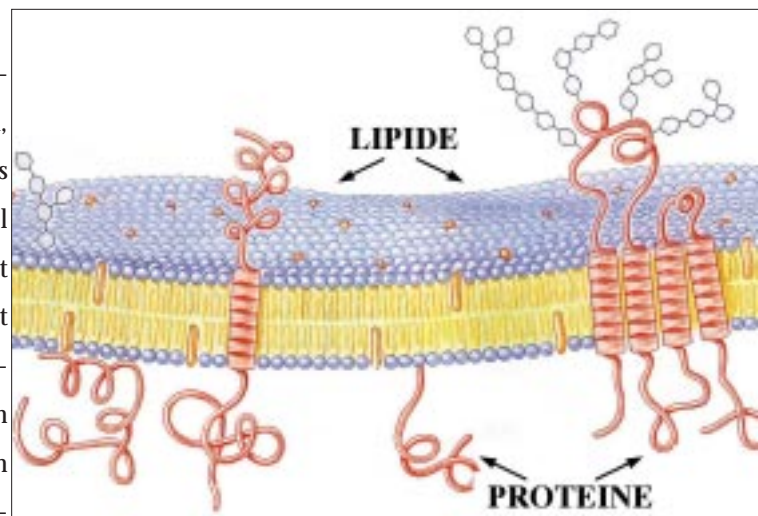


Illustration der Struktur einer biologischen Membran, die aus Proteinen (rot) und Lipiden (blaue Köpfe mit gelben Schwänzen) zusammengesetzt ist. (Bild: Schneiter, adaptiert aus Lehninger, Prinzipien der Biochemie)

schiedlichen Funktionen haben alle biologischen Membranen eine gemeinsame Grundstruktur: Sie bestehen aus einer zusammenhängenden Lipid-Doppelschicht, in der unterschiedliche Proteine eingebettet sind. Während die Protein-Zusammensetzung einer Membran zum Grossteil genetisch bestimmt wird, ist die Lipid-Zusammensetzung wesentlich von Umwelteinflüssen abhängig, zum Beispiel von der Temperatur oder dem Salzgehalt. Einziges Ziel dieser Lipid-Zusammensetzung der Membran scheint es zu sein, ihre Funktionalität zu gewährleisten. Wie solche adaptiven Prozesse, welche die Lipid-Zusammensetzung von Membranen bestimmen, auf molekularer Ebene gesteuert werden, ist nicht bekannt. Gerade Krebszellen zeigen jedoch eine stark veränderte Zusammensetzung ihrer Membranen. Mittels genetischer Methoden sollen nun die Mechanismen, welche die Lipid-Zusammensetzung einer Membran bestimmen, auf molekularer Ebene charakterisiert werden.

Reaktionsdynamik Dr. Markus Meuwly (*1961) wird seine Tätigkeit als SNF-Förderungsforscher am Institut für Physikalische Chemie beginnen. Er untersucht die zwischenmolekularen Wechselwirkungen und die Reaktionsdynamik in biologisch relevanten Makromolekülen mit Hilfe von Computersimulationen. Vor 30 Jahren sagte Michael Levitt, einer der Pioniere der «Computational Biological Chemistry»: «Computers were made for Biology.» Mit den heute zur Verfügung stehenden Rechenkapazitäten können wir uns an konkrete Probleme der Strukturaufklärung und Reaktionsdynamik in biologischen Systemen herantasten. Einen wesentlichen Einfluss auf die Ergebnisse solcher Rechnungen hat dabei die Art und Weise, wie die Kräfte zwischen den Atomen beschrieben werden. Zwischenatomare Wechselwirkungen geben einem (Makro-) Molekül seine Stabilität. Bei der Beschreibung dieser Wechselwirkungen kann man grob in empirische und quantenmechanisch berechnete Potentiale unterscheiden. Erstere erlauben es, Wechselwirkungen und Kräfte zwischen den Atomen schnell zu berechnen. Sind Millionen von Energieberechnungen notwendig, so können realistischere nur solche Potentiale verwendet werden. Wesentlich genauer, aber mit erhöhtem rech-

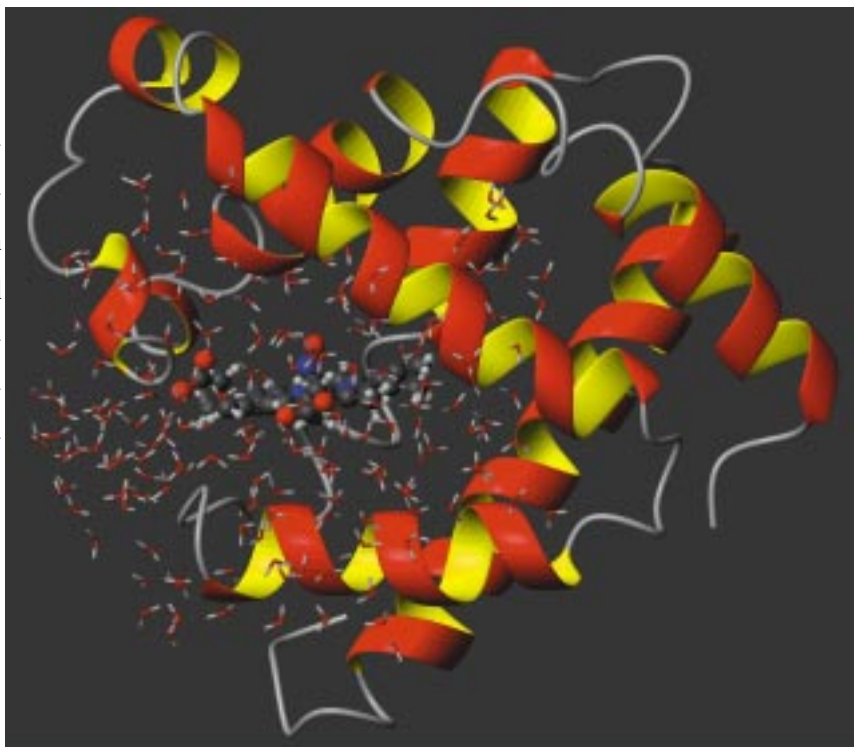
nerischem Aufwand verbunden, ist die quantenmechanische Berechnung der Wechselwirkung. Nebst der besseren Beschreibung der Kräfte erlaubt es diese Methode zusätzlich, chemische Reaktionen zu untersuchen.

Es ist selbst nach vielen Jahren (experimenteller und theoretischer) Arbeit unklar, wie Enzyme ihre Funktion auf die beobachtete, hoch effiziente Art und Weise erledigen. Da mit Hilfe von Simulationen auch das Formen und Brechen chemischer Bindungen untersucht werden kann, sind wir prinzipiell in der Lage, Rückschlüsse auf die Funktionsweise von Enzymen zu ziehen. Ausgehend von Modellreaktionen wird sich die Gruppe mit der Entwicklung und Anwendung von Methoden zur effizienten und genauen Behandlung von reaktiven Prozessen in biologisch relevanten Systemen beschäftigen. Ein wesentlicher Reaktionstyp in der Biochemie sind Protonen-Transfer-Reaktionen, welche ungekoppelt oder an einen Elektronen-Transfer gekoppelt sein können. Solche Reaktionen spielen zum Beispiel in der Photosynthese eine grosse Rolle.

Die «Computational Biological Chemistry» lebt von der Zusammenarbeit und Interdisziplinarität zwischen Chemie, Physik, Biologie, Mathematik und Computerwissenschaften. Dadurch wird sie zu einem dynamischen, anspruchsvollen und stimulierenden Gebiet, in dem viel Platz für kreative und experimentierfreudige Forschende ist. ■

Zur Förderung von viel versprechenden jungen Forschenden finanziert der Schweizerische Nationalfonds (SNF) jährlich mehrere Professuren.

Dreidimensionale Struktur von Myoglobin: Das Haem mit dem Eisenatom ist als Kugelmodell gezeigt, die Striche stellen Wassermoleküle dar (Bild: Meuwly).



Nano-Sollbrüche

Forschende des Paul-Scherrer-Instituts (PSI) und des Instituts für Physik der Universität Basel haben eine neue Technik entwickelt, mit der an einzelnen Mikrostrukturen definierte Brüche ausgelöst und studiert werden können. Damit haben sie zum ersten Mal Bruchprozesse an nanometergrossen Objekten untersucht. Um diese Objekte abzubilden, mittels kleinster Scherkräfte selektiv abzubrechen und zu entfernen, wird ein Rasterkraftmikroskop (RKM) verwendet. Das funktionelle Datenspeichermaterial besteht aus einzelnen Siliziumdioxid (Silica)-Nanotürmen auf einer Silizium-Substratoberfläche. Die Siliziumdioxid-Silizium-Grenzfläche ist Kompressionsspannungen unterworfen, wodurch eine Schwächung der Turmstruktur in Form einer Sollbruchstelle erzielt wird. Mit Hilfe eines so genannten RKM-Cantilevers können nun einzelne Türme ausgewählt und unter Anwendung von Kräften im Bereich von 25 Nano-Newton (nN) abgebrochen werden. Zum Vergleich: Diese winzige Kraft von 25 nN entspricht der Gewichtskraft, die auf ein 0,2 Millimeter langes Stück menschlichen Haars wirkt. Sollbruchstellen sind in der Technik besonders wichtig, da sie das unvorhersagbare und daher oft gefährliche Versagen

mechanischer Strukturen verhindern. Typisches Beispiel dafür sind Windschutzscheiben, die in kleine Würfel zerbrechen anstatt in lange, scharfe Scherben. Auf der Nanometerskala könnten mechanische Sollbruchstellen in mikroelektromechanischen Systemen wie Beschleunigungsmessern und anderen Sensoren Verwendung finden. Eine weitere Anwendung liegt in der Datenspeicherung. Die Basler Forschungsgruppe wurde von Prof. Ernst Meyer geleitet; beteiligt waren auch Bettina Baumeister und Thomas Jung vom PSI.

Neuer HIV-Test

Am Institut für Medizinische Mikrobiologie der Universität Basel, in der Forschungsgruppe von Dr. Thomas Klimkait, ist ein neuer HIV-Test entwickelt worden, der ein direktes Messverfahren für Medikamentenresistenz anbietet. Dieser so genannte Phänotypisierungstest prüft in Zellkultur, ob HIV gegen individuelle Medikamente sensitiv oder resistent ist. Das HIV-PhenoTect-Verfahren zeichnet sich dadurch aus, dass dabei selbst Gemische verschiedener HI-Viren aus demselben Patienten zu einem voll infektiösen Laborvektor ergänzt und dann via Infektion analysiert werden können. Durch diese «Therapie ausserhalb des Körpers» werden sogar noch mengenmässig weit unterlegene, aber klinisch bedeutsame resistente Viren

aufgespürt. Ausserdem eignet sich PhenoTect für die Analyse neuer Medikamente und neuer Resistenzmutationen des Virus, weil es – im Gegensatz zum Sequenzieren (Genotypisieren) – auf keinerlei Vorinformation angewiesen ist. Mit diesen Charakteristiken dürfte der aufwändigere PhenoTect-Test dem konventionellen Sequenzieren überlegen sein, dessen Interpretation stets auf einem «Durchschnittsvirus» basiert, komplexe Virusgemische aber nicht auflösen kann. Das PhenoTect-Verfahren erfordert grosse technische Fertigkeiten und muss zudem sehr hohen Qualitätsansprüchen genügen. Da diese Kombination von Bedingungen in einem Standardlabor selten erfüllt wird, haben sich die Verantwortlichen dazu entschlossen, den Test über eine spezialisierte Spin-off-Firma der Universität Basel, die Diagnose AG, anzubieten.

Sprach-Preise verliehen

In der Universität Basel sind die Preise zum Wettbewerb im Europäischen Jahr der Sprachen verliehen worden. Zwei Hauptpreise im Wert von je 3000 Franken wurden übergeben: in der Kategorie «Kreative Umsetzungen» an Rhea Kyvelos (Basel) für den Beitrag «talk in similar colors» und in der Kategorie «Forschungsbezogene Beiträge» an Martina Brägger (Basel) für die Arbeit «Wie schätzen Schüler und

Schülerinnen ihre Fremdsprachenkenntnisse ein?». Der Wettbewerb zum Europäischen Jahr der Sprachen zum Thema Mehrsprachigkeit, der einzige erfolgreich durchgeführte, war von den Sprachwissenschaften der Universität für alle Studierenden ausgeschrieben worden. Die preisgekrönten Arbeiten im Internet: www.germa.unibas.ch/ejs/

Pilz-Genom entschlüsselt

Am Biozentrum hat die Gruppe von Prof. Peter Philippsen (Lehrstuhl für Angewandte Mikrobiologie) in Zusammenarbeit mit Syngenta das Genom eines Pilzes entschlüsselt, nämlich des pflanzenpathogenen Pilzes *Ashbya gossypii*. Dabei handelt es sich um das kleinste Genom eines freilebenden Eukaryoten (Organismen mit Zellkernen), das immerhin aus neun Millionen Basenpaaren besteht, in denen die genetische Information für 4720 verschiedene Proteine gespeichert ist. Die jetzt vorliegende komplette Genkarte hat sowohl hohen wissenschaftlichen Wert als auch eine weitreichende praktische Bedeutung. Sie hat in der Grundlagenforschung bereits zu überraschenden Erkenntnissen geführt, unter anderem im Bereich Genom-Evolution. Auch die Forschung im Agrobereich profitiert von diesem neuen Wissen, etwa durch Funktionsanalyse wichtiger Proteine.

Geschlecht und Gewalt



Claudia Töngi, Geschlechterbeziehungen und Gewalt. Eine empirische Untersuchung zum Problem von Wandel und Kontinuität alltäglicher Gewalt anhand von Urner Gerichtsakten des 19. Jahrhunderts. Haupt-Verlag, Bern 2002. 164 S., Fr. 34.–

Schlaghändel, Tötungsdelikte, häusliche und sexuelle Gewalt: Auf der Grundlage einer umfangreichen Daten- und Quellensammlung aus dem Urner Gerichtsarchiv zeigt die Basler Historikerin Claudia Töngi, wie sich im 19. Jahrhundert Frauen und Männer zur Anwendung von Gewalt stellten und wie sich Gewaltpraktiken und die Wahrnehmung von physischer Gewalt im Laufe des Jahrhunderts verändert haben. Das allgemeinverständlich geschriebene Buch vermittelt neue Einsichten zum Verhältnis von Gewalt und Geschlecht und zur subjektiven Dimension von Gewalterfahrungen. Die Studie ist im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 40 «Gewalt im Alltag und organisierte Kriminalität» entstan-

den, die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Koordinatorin für Mentoringprojekte im Ressort Chancengleichheit der Universität Basel.

Familienbeziehungen

Thomas M. Gehring, Marianne Debry, Peter K. Smith (Hg.), The Family System Test (FAST). Theory and Application. Routledge, London 2001. 293 S., 33 Abb., 41 Tab., Fr. 194.–

Die Familie ist ein bedeutender Kontext für die individuelle Entwicklung und wird bei präventiven, therapeutischen und rehabilitativen Massnahmen zunehmend fokussiert. Der Familiensystemtest (FAST), eine neue Methode zur Evaluation von familiären Beziehungsstrukturen, ist eine Figurentechnik für die räumliche Darstellung von Kohäsion (emotionaler Bindung) und Hierarchie. Entwickelt wurde sie von Thomas M. Gehring, Familientherapeut und Privatdozent für Klinische Psychologie an der Universität Basel. Kohäsion wird mittels Distanzen zwischen Figuren auf einem Brett und Hierarchie durch eine Erhöhung der Figuren mit Klötzchen präsentiert. Der FAST ist ein breit anwendbares, sprachunabhängiges Testverfahren, das an der Stanford University validiert und in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde. Es findet Anwendung einerseits in der medizinischen und psychologischen Forschung und andererseits in der klinischen Diagnostik bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen sowie in Therapie-

evaluation, Supervision und Ausbildung (www.fast-test.com). Der Band, der 17 Beiträge von 26 AutorInnen umfasst, stellt die wichtigsten Studien und Anwendungsbereiche des FAST vor. So werden unter anderem Veränderungen der Eltern-Kind- und Partnerschaft im Kontext der Ablösung Jugendlicher von der Herkunftsfamilie beschrieben. Gezeigt werden auch Unterschiede in der familiären Beziehungsstruktur zwischen gesunden Familien und solchen mit biopsychosozial belasteten Mitgliedern. Davon ausgehend wird an klinischen Fallbeispielen und neuen Forschungsergebnissen dargestellt, wie mit dem FAST psychotherapeutische Interventionen systematisch geplant und evaluiert werden.

Geschichte und Internet

Geschichte und Internet – Histoire et Internet: Raumlose Orte, geschichtslose Zeit – Espace sans lieu, histoire sans temps. Chronos-Verlag, Zürich 2002. 180 S., Fr. 32.–

Das Internet bietet neue Formen der Kommunikation und der Recherche, aber auch der Wissensvermittlung und der Publikation. Was machen die Geschichtswissenschaften mit dem Internet? Das Buch zeigt in Einzelbeiträgen – darunter auch von Forschenden der Universität Basel – Chancen und Grenzen des Internet in den Geschichtswissenschaften und gibt einen Überblick über den heutigen Wissens- und Anwendungsstand.

Früher Basler Buchdruck

Pierre L. Van der Haegen, Der frühe Basler Buchdruck, Ökonomische, sozio-politische und informationssystematische Standortfaktoren und Rahmenbedingungen. Schriften der Universitätsbibliothek Basel, Band 5. 218 S., 2 Karten und 14 Abbildungen. Schwabe & Co. AG, Basel 2001. Fr. 48.–

Basel gehört zu den frühesten und wichtigsten Druckerstädten des 15. Jahrhunderts: Kurz vor 1470 eingeführt, entwickelte sich die Schwarze Kunst bald zu einem blühenden Gewerbe in der Stadt. Die Frage, warum sich der Buchdruck in Basel so früh etablieren und zu einem Exportgewerbe europäischer Geltung entwickeln konnte, hat den Autor viele Jahre beschäftigt. In den vorliegenden Untersuchungen zeigt er nicht nur, welche rational-objektiven Standortfaktoren die Ansiedlung von Druckern begünstigten, sondern er beurteilt auch die Bedeutung subjektiv-zufälliger Kriterien. Als ökonomische Standortfaktoren werden das Absatz-, das Finanzierungs-, das Transport- und das Verteilungspotenzial, aber auch die Bedeutung der vorgelagerten Produktion berücksichtigt. In sozio-politischer Hinsicht werden die Vor- und Nachteile von Basel als Zunft-, Bischofs- und Universitätsstadt gewürdigt. Dabei wird deutlich, dass Basel zwar nicht in jedem Punkt optimale Voraussetzungen bot, dass sein Aufstieg zu einer der bedeutendsten Druckerstädte aber keineswegs von ungefähr kam.

Lorenz Hofer

Dr. phil. I Lorenz Hofer (*1966) ist Assistent für Deutsche Sprachwissenschaft am Deutschen Seminar und Mitarbeiter am Wörterbuch der nationalen und regionalen Varianten der deutschen Standardsprache. Er befasst sich mit Soziolinguistik, Dialektologie, Lexikografie und den Konsequenzen der «Elektrifizierung der Sprache».



Lorenz Hofer, Sprachwissenschaftler.

Korpora im Institut für deutsche Sprache

<http://corpora.ids-mannheim.de/>

Das Web ist für die Linguistik ein sehr attraktives Medium, weil man es als riesigen Text auffassen kann, in dem fast alles vorkommt, was man sich an geschriebener Sprache vorstellen kann. Zudem macht es mündliche Sprache zeit- und raumungebunden verfügbar. Für die Linguistik wertvoll sind Korpora (Sammlungen von mündlichen und schriftlichen Texten), z.B. beim Institut für deutsche Sprache IDS in Mannheim.

Speech Accent Archive

<http://classweb.gmu.edu/accent/>

In einer mehrsprachigen Welt sind Akzente von bilingualen SprecherInnen alltäglich. Eine systematische Sammlung von verschiedenen «Englischen» kann man im Speech Accent Archive hören und studieren.

Schweizerdeutsche Dialekte

<http://www.dialekt.ch>

Eine der Stärken des Web liegt darin, dass das Akustische der Sprache gut zur Geltung gebracht werden kann. Hier kann man sich Münsterchen schweizerdeutscher Dialekte anhören.

LinguistList

<http://www.linguistlist.org>

Fachbezogene Information zur Linguistik, über Software und andere Hilfsmittel für LinguistInnen findet man auf der Website der traditionsreichen LinguistList der Eastern Michigan und Wayne State University.

Anagramm-Generator

<http://ag.arrak.fi>

Sprachspielerisch Veranlagte wollen vielleicht ein Anagramm eines Namens, z.B. jenes des eigenen Instituts: Deutsch massieren oder Dichter ausmessen für Deutsches Seminar. Auf die Sprünge hilft der Anagramm-Generator der Firma Arrak in Finnland.

Wie alt sind die Pyramiden?
Was bedeuten die Vögel in Altägypten?

Kürzlich war ich auf Malta, wo die Tempelanlagen von Ggantija auf Gozo auf 2800 v. Chr. datiert werden, die damit älter als die Pyramiden wären. Hier zurück, fand ich im Brockhaus überhaupt keine Altersangabe für die Pyramiden. Mir fällt zudem auf, dass grosse Vögel auf altägyptischen wie auf maltesischen Darstellungen eine Rolle spielen: Was bedeuten sie in Altägypten?

Hans Hinrich Lohmann, Basel

Das Alter der Tempel von Ggantija wurde seit ihrer Entdeckung 1827 recht kontrovers diskutiert. Durch die erst in letzter Zeit verfeinerte Radiocarbon-Datierung geht man heute davon aus, dass der südliche Tempel von Ggantija um 3400 v. Chr. errichtet wurde, der nördliche um 3000 v. Chr. Die älteste Pyramide Ägyptens datiert unter Pharaon Netjerichet (Djoser;

2720–2700 v. Chr.), also 700 bis 300 Jahre später. Auf Malta, besonders in der Anlage von Tarxien (2400–1800 v. Chr.) kommen Vögel in einer Art Ritzrelief vor, wo sie zusammen mit Schafen und Ziegen inmitten einer blühenden Landschaft abgebildet wurden. Solche Darstellungen beschreiben die Fülle und Vielfalt eines Landes und

spiegeln dessen ökonomisches Potenzial wider. Im pharaonischen Ägypten kommen Vögel in mehreren Kontexten vor: Im Opferkult stehen sie für die Jenseitsversorgung des Toten, der mit Gebeten bedacht wird, in denen nur selten das Geflügelopfer fehlt. Auch Darstellungen einer Vergnügungsfahrt des Verstorbenen im Papyruschilf werden oft von erschreckt aufflatternden Vögeln begleitet, die ein realistisches Bild der Vorstellungswelt des Jenseits vermitteln. Im Königskult stehen hingegen prominentere Vögel im Vordergrund. Zum einen gilt der Turmfalke bzw. Horusfalke als göttliche Ausdrucksform des regierenden Herrschers, der noch dazu auf all seinen Wegen von einer beschützenden Geiergöttin begleitet wird. Auf die maltesischen Vögel, die zu einer bis heute weitgehend im Dunkeln befindlichen Kultur gehören, lassen sich die ägyptischen Vorstellungen jedoch nicht übertragen.

Dr. Martin Bommas, Ägyptologisches Seminar der Universität Basel

Hier können Leserinnen und Leser Fragen zu einem wissenschaftlichen Gebiet stellen. Die Redaktion (Adresse im Impressum) leitet diese an Fachleute der Universität Basel weiter.

Frühere Fragen: Seit wann gibt es Deodorants? (UNI NOVA 89), Warum hören die Zahlen nie auf? (UNI NOVA 90).

Termine

Sprachbarrieren

5. September

Sprachbarrieren und Verständigungsversuche

Vorträge von PD Dr. Alexander Bischoff, Universitätsklinik Genf, und Dr. Peter Gordon, Basel. Veranstalter: Institut für Pflegewissenschaften der Universität Basel, Ev.-ref. Pfarramt an der Universität, Universitätskliniken: Fachabteilung Klinische Pflegewissenschaften. 16.30 – 18 Uhr, Zentrum für Lehre und Forschung, Hebelstrasse 10, Basel, Hörsaal 6.

Menschenrechte

12. bis 14. September

«Menschenrechte konkret – Integration im Alltag»

2. Basler Menschenrechtssymposium mit verschiedenen Vorträgen, organisiert von der Forschungsgemeinschaft «Mensch im Recht». Die Veranstaltung ist öffentlich zugänglich und kostenlos. Unternehmen Mitte, Gerbergasse 30, Basel.

www.mensch-imrecht.ch/projekte.html

Nahrungskultur

30. September – 2. Oktober

Fachkongress zur Nahrungskultur

Vorträge (in Englisch) zum Thema «Changing Tastes: Food culture and the process of industrialization». Schönes Haus am Nadelberg 6/8, Basel. Die Tagung ist öffentlich, Anmeldung nicht erforderlich.

Programm und weitere Einzelheiten: www.unibas.ch/volkskunde/tagungen.html

Ersatz am Menschen

bis 18. Mai 2003

«Ersatz am Menschen – Utopie oder Wirklichkeit?»

Sonderausstellung im Anatomischen Museum Basel, Pestalozzistrasse 20. www.unibas.ch/anatomie/museum

Briefe

«Modern und leserfreundlich»

UNI NOVA 89 und 90 (Nov. 2001

und März 2002): Allgemein

Zuerst ein grosses Kompliment für die

neue UNI NOVA! Das Heft 89, und auch das neue Heft 90, sind gediegene

Publikationen unserer Universität. Als angenehm empfinde ich, dass inner-

halb einer gemeinsamen Thematik eines Heftes relativ kurze Abhandlungen

verschiedener Forscher zu lesen sind. Die neue Aufmachung (Layout)

ist modern und leserfreundlich. (...)

Hans Herzog-Schaffter, Pratteln

Zur Gestaltung der UNI NOVA kann ich mich kurz fassen: mit den negativen

Urteilen weitgehend einverstanden. Zusätzlich: Der Satzspiegel prä-

sentiert sich wie ein aus dem Rahmen geschnittenes Bild. Beim Lesen hält

man den Daumen stets in der Suppe. Tendenz zu immer kleinerem Druck.

Im Gegensatz dazu zunehmend grösserer Zeilenabstand. (...)

Eine etwas moderatere Umgestaltung wäre wünschenswert.

Max Huber, Trimstein

Für deutsche Begrifflichkeit

UNI NOVA 90 (März 2002):

Schwerpunkt «Herausforderung Ethik»

Ich verlange von der Wissenschaft der

Ethik und/bzw. von der Institutsvorsteherin die parallele Wiedereinfüh-

rung deutscher Begrifflichkeit für

Ethik. In meiner Ausbildung war Ethik

Lehre von der Sitte, Lehre von der Sittlichkeit, Sittlichkeit. Ethisch = sittlich,

unethisch = sittenwidrig. Die Bevölkerung verbindet mit dem Begriff

«Ethik» wenig bis nichts, sehr wohl aber etwas mit dem Begriff «Sittlich-

keit». Man möge von Seite der Wissenschaft offiziell festlegen, welche

deutsche Begrifflichkeit heute gelten soll, damit die Bevölkerung etwas mit

dem Begriff verbindet. Die Haltung, dass der hippokratische

Ärzteid vergleichsweise wenig leiste für die heutigen, sittlichen Herausfor-

derungen, erscheint nur schwer verständlich, ist er doch die Grundlage für

das sittliche Verhalten des Arztes und steht niemals im Widerspruch zu an-

deren, sittlichen Leistungen! (...) Eine medizinische Untersuchung, deren

Ergebnisse man glaubt dem Untersuchten nicht eröffnen zu können oder

zu sollen, hat zu unterbleiben. (...) Der beste Artikel dieser Nummer: «Von

Liebe und Gerechtigkeit». Danke, Frau Prof. Krebs, für Ihre wissenschaftliche

Redlichkeit und Bescheidenheit! Wir sind gespannt auf Ihre Begriffsbe-

stimmung des «anderen, dialogischen Begriffs, um den Kern von Liebe zu

fassen». (...)

Hans Berger, Birsfelden

Briefe an die Redaktion sind willkommen (Adressen im Impressum).

Impressum

UNI NOVA, Wissenschaftsmagazin der Universität Basel. Herausgegeben von der Öffentlichkeitsarbeit (Leitung: Maria Schoch Thomann). UNI NOVA erscheint dreimal im Jahr (März, Juli, November) und kann in Einzelexemplaren kostenlos abonniert werden.

Redaktion: Christoph Dieffenbacher
Adresse: UNI NOVA,

Öffentlichkeitsarbeit der Universität Basel, Postfach, 4003 Basel.

Tel. 061 267 30 17, Fax: 061 267 30 13.

E-Mail: ch.dieffenbacher@unibas.ch

UNI NOVA im Internet:
http://www.zuv.unibas.ch/uni_nova

Gestaltungskonzept:
Marianne Diethelm, Lukas Zürcher

Mitarbeit an dieser Nummer:
Text: May B. Broda, Franziska

Flückiger, Michael Graf Schmidt, Dominique Grisard, Manfred

Heinlein, Lorenz Hofer, Gregor Klaus, Ueli Mäder, Reto Marti,

Markus Meuwly, Marion Morgner, Jürg Niederhauser, Roger

Schneiter, Thomas Späth, Rosmarie Zeller.

Fotografie: Dominik Labhardt, Marion Morgner, Barbara Thürig, Andreas Zimmermann.

Gestaltung: Lukas Zürcher
Korrektorat: Sprachauskunft

der Universität Basel,
Postfach 646, 4003 Basel.

Druck: Reinhardt Druck AG, Basel.
Inserate: Go! Uni-Werbung AG,

Rosenheimstrasse 12, 9008 St. Gallen.
Auflage: 11'000 Exemplare

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit Genehmigung

der Herausgeberin.